Gotth. Ephr. Lessing's

schönwissenschaftliche

Schriften.

Zweiter Band.

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.

1827.

Gotth. Ephr. Lessing's

schönwissenschaftliche

Schriften.

Zweiter Band.

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.
1827.

Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

	Seite
1. Der Sperling und die Feldmaus	3
2. Der Adler und die Eule	4
3. Der Tanzbär	4
4. Der Hirsch und der Fuchs	5
5. Die Sonne	7
6. Das Muster der Ehen	8
7. Faustin	9
8. Die eheliche Liebe	10
9. Die Bäre	11
10. Der Löwe und die Mücke	12
11. Das Krucifix	14
12. Der Eremit	16
13. Die Brille	27
14. Nix Bodenstrom	30
15. Das Geheimniß	31
16. Morydan	34
17. Die Theilung	35
18. Der über uns	37

Fragmente. Seite

Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit 40
Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp** 47
Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie 49
Aus einem Gedichte an den Herrn M*** . . . 51
An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen; besonders der Poesie und Tonkunst 59
Die Religion 71

Fabeln. (Drei Bücher.) 93

Erstes Buch.

1. Die Erscheinung 98
2. Der Hamster und die Ameise 99
3. Der Löwe und der Hase 100

Aelianus de natura animalium lib. I. c. 38. *Ὀῤῥωδεῖ ὁ ἐλεφας κεραστην κριον και χοιρου βοην.* *Idem* lib. III. c. 31. *Ἀλεκτρυονα φοβειται ὁ λεων.*

4. Der Esel und das Jagdpferd 100
5. Zeus und das Pferd 101

Καμηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος. *Aelianus* de natura animalium lib. III. c. 7.

6. Der Affe und der Fuchs 102

Seite
7. Die Nachtigall und der Pfau 103
8. Der Wolf und der Schäfer 104
9. Das Roß und der Stier 104
10. Die Grille und die Nachtigall 105
11. Die Nachtigall und der Habicht 105
12. Der kriegerische Wolf 106
13. Der Phönix 107
14. Die Gans 107
15. Die Eiche und das Schwein 108
16. Die Wespen 109

Ἱππος ἐῤῥιμμενος σφηκων γενεσις ἐστιν.
Aelianus de natura animal. lib. I. c. 28.

17. Die Sperlinge 109
18. Der Strauß 110

Ἡ στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και εἰς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει· θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν ἑκατεραν πτερυγας ἁπλοι, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱστιων αὐτας· πτησιν δε οὐκ οἰδεν.
Aelianus lib. II. c. 26.

19. Der Sperling und der Strauß 110
20. Die Hunde 111

Λεοντι ὁμοσε χορει κυων Ἰνδικος — και πολλα αὐτον λυπησας και κατατρωσας, τελευτων ἡτταται ὁ κυων.
Aelianus lib. IV. c. 19.

Seite

21. Der Fuchs und der Storch 111
22. Die Eule und der Schatzgräber 112
23. Die junge Schwalbe 113
24. Merops 113
'Ο Μεροψ το ὀρνεον ἐμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τα μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἰεται και κατ' ὀφθαλμους, το δε εἰς τουπεσω.
25. Der Pelekan 114
Aelianus de nat. animal. lib. III. c. 30.
26. Der Löwe und der Tiger 115
Aelianus de nat. animal. lib. II. c. 2.
27. Der Stier und der Hirsch 115
28. Der Esel und der Wolf 116
29. Der Springer im Schache 116
30. Äsopus und der Esel 117

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildsäule 118
2. Herkules 119
Fab. Aesop. 192. edit. Hauptmannianae.
Phaedrus, lib. IV. fab. 11.
3. Der Knabe und die Schlange 119
Fab. Aesop. 170.
Phaedrus, lib. IV. fab. 18.
4. Der Wolf auf dem Todbette 121
Fab. Aesop. 144.
Phaedrus, lib. I. fab. 8.

Seite

5. Der Stier und das Kalb 121
Phaedrus, lib. V. fab. 9.
6. Die Pfauen und die Krähe 122
Fab. Aesop. 188.
Phaedrus, lib. I. fab. 3.
7. Der Löwe mit dem Esel 123
Phaedrus, lib. I. fab. 11.
8. Der Esel mit dem Löwen 123
Phaedrus, lib. I. fab. 11.
9. Die blinde Henne 124
Phaedrus, lib. III. fab. 12.
10. Die Esel 124
Fab. Aesop. 112.
11. Das beschützte Lamm 125
Fab. Aesop. 157.
12. Jupiter und Apollo 126
Fab. Aesop. 187.
13. Die Wasserschlange 127
Fab. Aesop. 167.
Phaedrus, lib. I. fab. 2.
14. Der Fuchs und die Larve 127
Fab. Aesop. 11.
Phaedrus, lib. I. fab. 7.
15. Der Rabe und der Fuchs 128
Fab. Aesop. 205.
Phaedrus, lib. I. fab. 13.
16. Der Geizige 129
Fab. Aesop. 59.

Seite

17. Der Rabe 129
Fab. Aesop. 132.
18. Zeus und das Schaf 130
Fab. Aesop. 119.
19. Der Fuchs und der Tiger 131
Fab. Aesop. 159.
20. Der Mann und der Hund 132
Fab. Aesop. 25. *Phaedrus*, lib. II. fab. 3.
21. Die Traube 132
Fab. Aesop. 156. *Phaedrus*, lib. IV. fab. 2.
22. Der Fuchs 133
Fab. Aesop. 8.
23. Das Schaf 133
Fab. Aesop. 189.
24. Die Ziegen 134
Phaedrus, lib. IV. fab. 15.
25. Der wilde Apfelbaum 135
Fab. Aesop. 173.
26. Der Hirsch und der Fuchs 136
Fab. Aesop. 226.
Phaedrus, lib. I. fab. 11. et lib. I. fab. 5.
27. Der Dornstrauch 136
Fab. Aesop. 42.
28. Die Furien 137
Suidas in *Ἀειπαρθένος*.
29. Tiresias 138
Antonius liberalis cap. 16.
30. Minerva 139

Drittes Buch. Seite

1. Der Besitzer des Bogens 140
2. Die Nachtigall und die Lerche 141
3. Der Geist des Salomo 141
4. Das Geschenk der Feyen 142
5. Das Schaf und die Schwalbe 143
῾Η Χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει, και ἀποσπᾳ του μαλλου, και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν. *Aelianus* lib. III. cap. 24.
6. Der Rabe 143
7—10. Der Rangstreit der Thiere 144
11. Der Bär und der Elephant 146
Aelianus de natura animal. lib. II. c. 11.
12. Der Strauß 147
13. 14. Die Wohlthaten 148
15. Die Eiche 148
16—22. Die Geschichte des alten Wolfs . . . 149
Aelianus lib. IV. cap. 15.
23. Die Maus 155
24. Die Schwalbe 156
25. Der Adler 156
26. Der junge und der alte Hirsch 157
27. Der Pfau und der Hahn 157
28. Der Hirsch 158
29. Der Adler und der Fuchs 158
30. Der Schäfer und die Nachtigall 159

Abhandlungen über die Äsopische Fabel. Seite
I. Von dem Wesen der Fabel 160
II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel . 208
III. Von der Eintheilung der Fabeln 222
IV. Von dem Vortrage der Fabel 242
V. Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen 257

Zur Geschichte der Äsopischen Fabel . . . 264

Gotthold Ephraim Lessing's schönwissenschaftliche Schriften.

Zweiter Band.

Fabeln und Erzählungen.

1.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler, rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegsamer F* will kühn wie Milton singen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm
gelingen.

2.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiter's und Pallas Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst!“ — „Bescheid'ner,
darf ich bitten.
„Der Himmel heget mich und dich;
„Was bist du also mehr, als ich?
Der Adler sprach: Wahr ist's, im Himmel sind
wir beide;
Doch mit dem Unterscheide:
Ich kam durch eig'nen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

3.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte seiner Schaar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.

„Seht, schrie er, das ist Kunst; das lernt man
in der Welt.
„Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!" Geh, brummt ein alter
Bär,
Dergleichen Kunst, sie sey so schwer,
Sie sey so rar sie sey,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei.

* * *

Ein großer Hofmann seyn,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist;
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt:
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann seyn,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

4.

Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht?
„Der kleinste Windhund kann dich jagen.
„Besieh' dich doch, wie groß du bist!
„Und sollt' es dir an Stärke fehlen?

„Den größten Hund, so stark er ist,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß' entseelen.
„Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit
überseh'n;
„Wir sind zu schwach zum widerstehn.
„Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
„Ist sonnenklar. Hör' einen Schluß.
„Ist jemand stärker, als sein Feind,
„Der braucht sich nicht vor ihm zurückzuziehen;
„Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfst du niemals fliehen.

Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an, sprach der Hirsch, sieht man mich
unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden wär.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch
davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr, als Demonstration.

5.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unser einer sprechen!
„Muß man, wenn du erzählst,
„Und uns mit albern Fabeln quälst,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?
Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob sie es nicht verdrösse,
Daß ihre unermess'ne Größe
Die durch den Schein betrog'ne Welt
Im Durchschnitt' größer kaum, als eine Spanne hält

Mich, spricht sie, sollte dieses kränken?
Wer ist die Welt? wer sind sie, die so denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geister nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Wesen von dem Scheine trennen,
Wenn diese mich nur besser kennen!

* * *

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geist
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeschätzt des Lesers Kaltsinn kränken,
Zufrieden mit euch selbst, stolz wie die Sonne denken!

6.

Das Muster der Ehen.

Ein rares Beispiel will ich singen,
Wobei die Welt erstaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich sah das Muster aller Ehen,
Still, wie die stillste Sommernacht.
O! daß sie keiner möge sehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes seine Mängel.
Denn niemand ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen,
Wie diese Wunder möglich sind,
Der lasse sich zur Antwort sagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

7.

F a u st i n.

Faustin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kin=
dern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf seinem Schiffe heimgebracht.
„Gott, seufzt der redliche Faustin,
Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern' erschien,
„Gott, strafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib
und Sohn
„Gesund und fröhlich wieder finden.
So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand sein Haus in Überfluß und Ruh.
Er fand sein Weib und seine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

8.

Die eheliche Liebe.

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!“
„Wer da?“ — „Ein wackrer Christ.“ —
„Was für ein wack'rer Christ?“ —
„Der manche Nacht,
„Seitdem die Schwindsucht ihn auf's Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!“ — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund,“ spricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig seyn.“
„Was? meine Frau im Himmel? wie?
„Klorinden habt ihr eingenommen?
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will schon sonst wo unterkommen.

9.

Die Bäre.

Den Bären glückt' es, nun schon seit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernst und stolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt, bei allen schwächern Thieren,
Aus angemaßter Macht, gleich Wüthrichen, zu führen.
Ein jedes furchte sich, und keines war so kühn,
Sich um die saure Pflicht nebst ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittensprüche dachte.
Nun sah man beide stets auf gleiche Zwecke sehn;
Und beide sah man doch verschied'ne Wege gehn.
Die Bäre wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchse strafen auch, doch strafen sie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch: hier brauchet man nur Scherz;
Dort bessert man den Schein: hier bessert man das Herz.
Dort sieht man Düsternheit: hier sieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heuchelei: hier nach der Tugend streben.
Du, der du weiter denkst, fragst du mich nicht geschwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde sind?

O wären sie's! Welch Glück für Tugend, Witz
und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär bestritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann
gethan.
Warum? der Fuchs greift selbst die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde schlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg' die Predigt weg! Willst du nicht mit
mir gehn?
Was spielt man? Den Tartüff. Dies Schandstück sollt' ich sehn?

10.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt,
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestoch'ner Beulen strebt,
Doch die man noch zum großen Glücke
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz= und Ritterzügen
Fand sie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn strafen.
Er soll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verweg'nem Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht, und flieht mit schnellem Schwunge,
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er todt? Das heiß' ich Wuth!
Zu mörd'risch war der Mücke Degen;
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo seine Mordsucht sonst getobt.
„Seht, Schwestern, den der Tyger scheuet,
„Der stirbt! Mein Stachel sey gelobt!
Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es selber nicht gedacht.

„Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen!
„Der Anfang ist zu schön gemacht.
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

11.

Das Krucifix.

Hans, spricht der Pater, du mußt laufen,
Uns in der nächsten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit; hier hast du Geld.
Du wirst wohl sehn, wie theuer man es hält.

Hans kommt mit Matzen nach der Stadt.
Der erste Künstler war der beste.
„Herr, wenn Er Krucifixe hat,
„So lass' Er uns doch eins zum heil'gen Osterfeste.

Der Künstler war ein schalk'scher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?"

„Je nun, spricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden sehn, was ihr uns gebt."

„Das glaub' ich wohl; allein das frag' ich
nicht.
„Ein todtes, oder eins, das lebt?

Hans guckte Matzen und Matz Hansen ins Gesicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun, gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Pater nicht gefragt?"
„Mein Blut!" spricht endlich Hans, der aus dem
Traum erwachte,
„Mein Blut! er hat uns nichts gesagt.
„Weißt du es, Matz?" — „Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt, wie soll ich's wissen?"
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen
müssen."
„Das wollen wir wohl bleiben lassen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär'.

Sie denken lange hin und her,
Und wissen keinen Rath zu fassen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, sollt's nicht am besten seyn,
„Wir kauften eins, das lebt? — Denn sieh,
„Ist's ihm nicht recht, so macht's ja wenig Müh,
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu schlagen."
„Nun ja," spricht Hans, „das wollt' ich eben sagen:
„So haben wir nicht viel zu wagen.

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

12.

Der Eremit.

Im Walde, nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einst ein seltenes Gefieder,
Ein junger Eremit, sich nieder.

„In einer Stadt," denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beinahe sollte mir es scheinen,
„Daß die, — nein die — gemeinet wär'.
Kurz, Applikant denkt hin und her,
Und schließt, noch eh' er mich gelesen,
Es sey gewiß Berlin gewesen.

„Berlin? Ja, ja, das sieht man bald;
„Denn bei Berlin ist ja ein Wald.

Der Schluß ist stark, bei meiner Ehre;
Ich dachte nicht, daß es so deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar' herbei zu ziehn.
Und ob das Übrige wird passen,
Will ich dem Leser überlassen.
Auf Griechisch weiß ich, wie sie hieß;
Doch wer versteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen leeren Hütte,
Im dicksten Wald sich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er sang, er schrie
Des Tags, des Nachts, und spät und früh.
Er aß kein Fleisch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln seine Nahrung seyn,
Und seinen Trank das helle Wasser;
Bei allem Appetit kein Prasser.
Er geißelte sich bis auf's Blut,
Und wußte, wie das Wachen thut.
Er fastete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße stehn;
Und machte sich rechtschaff'ne Plage,
In Himmel mühsam einzugehn.
Was Wunder also, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erschallt?

Die erste, die aus dieser Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam sie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der sie von weitem kommen sahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.

Je näher sie ihm kommt, je mehr
Schlägt er die Brust, und weint, und winselt er,
Und, wie es sich für einen Heil'gen schicket,
Erblickt sie nicht, ob er sie gleich erblicket.
Bis er zuletzt, vom Knieen matt,
Und heiliger Verstellung satt,
Vom Fasten, Kreuz'gen, Klosterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmessen,
Ohn' das Vermächtniß zu vergessen,
Von Rosenkränzen mit ihr redte,
Und das so oratorisch sagt,
Daß sie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er sie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht sie von seiner Hütte,
Wozu der saure Eremite
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den sie beküsset und belecket,
Und in den welken Busen stecket.
Mit diesem Schatz von Heiligkeit
Kehrt sie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmsten Frauen
Ihn küssen, andre nur beschauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gassen aus:
„Der ist verloren und verflucht,
„Der unsern Eremiten nicht besucht!
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es sonderlich den Weibern nützlich sey.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann
zum Lachen.
Zwar ist der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber seyn.
Doch diesmal waren sie es nicht.
Die Weiber schienen nur erpicht,
Den theuern Waldseraph zu sehen.
Die Männer aber? — wehrten's nicht,
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die ältesten und jüngsten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz, jede ging, sich zu erbauen,
Und jede fand erwünschten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was soll der Widerspruch bedeuten?
Ein Widerspruch? Das wäre viel!
„Er sprach ja sonst von lauter Seligkeiten! —
O! davon sprach er noch, nur mit dem Unterscheide:
Mit Alten sprach er stets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von der Himmelsfreude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom ersten jeder Christentriebe.
„Was ist das?" Wer mich fragt, kann der ein
Christ wohl seyn?
Denn jeder Christ kommt damit überein,
Es sey die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab' ich schon gesagt.
Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier besehn.
Genug, den Weibern war er schön.
Ein starker, frischer, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen.
Doch sollte man auch wissen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das ist doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich männliches Gesichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das sich im dichten Barte schloß;
Die Blicke wild, doch sonder Anmuth nicht;
Die Nase lang, wie man die Kaisernasen dicht't.
Das ungebund'ne Haar floß straubicht um das Haupt;
Und wesentlich're Schönheitsstücke
Hat der zerriss'ne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen seyn;
Allein den Grund wird man mir schenken.

Nun wahrlich, so ein Kerl kann Weiber lüstern machen.
Ich sag' es nicht für mich; es sind gescheh'ne Sachen.

„Gescheh'ne Sachen? was?
„So ist man gar zur That gekommen?
Mein lieber Simplex, fragt sich das?
Weßwegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die süße Lehre süßer Triebe?
Die Liebe heischet Gegenliebe,
Und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du noch so manche Sünde decken!
Zwar die Moral ist hier zu scharf,
Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor sich selbst erschrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz still nach Hause wieder kehren.
Kommt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich so gnädig seyn,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen,
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert englischen Moralen,
Die ich im Laden sah, zu prahlen,
Exempelschätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuschlagen,
Und was die sagen, und nicht sagen,
In einer Note abzuschreiben.
Bringt, sag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handschrift laß ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That gestehn,
Ich hätte manchmal mögen sehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,
Für fremde Mienen an sich nahm,
Wenn der verweg'ne Eremit,
Fein listig, Schritt vor Schritt,
Vom Geist auf's Fleisch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Schaam
Den Zorn nicht ins Gesicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Versöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl eine Löwe zahm.
Und eine Frau ist ohnedies ein Lamm. —
„Ein Lamm? du magst die Weiber kennen.
Je nun, man kann sie doch in so weit Lämmer nennen,
Als sie von selbst ins Feuer rennen.

„Fährst du in der Erzählung fort?
„Und bleibst mit deinem Kritisiren
„Doch ewig an demselben Ort?
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,

Und sag', um wirklich fortzufahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereien ruchtbar waren.
„Erst nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau' ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht sein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein schlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waschhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?
O nein; hier muß man besser rathen.
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten sich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mitzunehmen.
„Sie merkten also wohl den Braten? —
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter sagten's dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mama?
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth
Den letzten Bissen Brot
Aus seinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,

Hier, wo so Lieb' als Klugheit spricht:
Ihr Schönen, troz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch selber nicht.
Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann schwur, daß in der ersten Nacht,
Er und sein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müsse seyn.
Schon rotteten sich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiser Magistrat
Besetzt das Thor, und sperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und schicket alsobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.
Man redte schon von Galgen und von Rad,
So sehr schien sein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war so gräßlich,
Die, wie man sagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hagestolz, ein schlauer Advokat,
Sprach: o! dem kommt man nicht ans Leben,
Der es Unzähligen zu geben,
So rühmlich sich beflissen hat.

Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und sorgend durchgewacht,
Ward morgens ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein schalk'scher Mann,
Der jeden mit Vergnügen schraubte,
Und doch — (wie man sich irren kann!)
Von seiner Frau das Beste glaubte.
„Sie ist ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu sehn.
„Einmal! Was kann da viel geschehn?
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer so, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von selbst die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch" — „Darum lass' ich mich nicht plagen.
„Ich will sie alle sagen.
„Herr Richter, schreib' Er nur!" Und wie?
Der Eremit entdecket sie?
Ein Eremite kann nicht schweigen?
Sonst ist das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter schrieb. „Die erste war
„Kamilla" — Wer? Kamilla? „Ja fürwahr!

„Die andern sind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris“ —
„Der Henker mag sie alle fassen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbei zu lassen“ —
Wird wohl kein großer Schade seyn,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
Hört, schrieen sie, erzählt nur fort!
Weil jeder Rathsherr in Gefahr,
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, schrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage seyn;
„Was können wir sonst für ein Urtheil fassen?
Ihn, schrieen alle, gehn zu lassen.
„Nein, die Gerechtigkeit“ — und kurz, der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loses Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war schon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr gestehen soll,
Stockt, weigert sich, scheut sich, zu sprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?“
„Das sind sie alle!“ „Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Gestehet nur, gesteht!
„Die letzten waren, wie ihr seht:
„Klara, Pulcheria, Susanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich lass' euch Zeit dazu!“

„Das sind sie wirklich alle!“ „Nu —
„Macht, eh' wir schärfer in euch dringen!“
„Nein, keine mehr; ich weiß genau“ —
„Ha! ha! ich seh', man soll euch zwingen“ — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht,
Und ich erzähle sonder Sünden?

13.

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chrysant,
Wagt's Amor, einen Streich zu spielen.
Für einen Hagestolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz besond'rer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarschaft.
Dies Bürgermädchen hieß Finette.

Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild stand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in seinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie selbst steh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' ist meine Frau, und — ihre Dienerin.

Schon so gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, sich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und spricht: „Ich, Freiherr von Chrysant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau ersehen.
„Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er sie beschenken wolle;
Welch großen Wittwenschatz sie einmal haben solle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte sie begierig an.

„Nun, Kind, was ist ihr Wille?“
Mit diesen Worten schwieg der Freiherr stille,
Und nahm mit diesen Worten seine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd' ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, sich zu bedenken, gab,
Bedachte sich, und sprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie sprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von
Schenken:
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' sehr schön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde stolz mit Sechsen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote stehn.
„Ach! wie gesagt, das alles wär' sehr schön,
„Wenn ich — wenn ich“ — —
„Ein Wenn? Ich will doch sehn,
(Hier sahe man den alten Herrn sich blähn).
„Was für ein Wenn mir kann im Wege
stehn!“

„Wenn ich nur nicht verschworen hätte“ — —
„Verschworen? was? Finette,

„Verschworen, nicht zu frei'n? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!
Und griff nach seiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenschein,
Und rief beständig: „Grille! Grille!
„Verschworen, nicht zu frei'n!"

„Behüte!" sprach Finette,
„Verschworen nur, mir keinen Mann zu frei'n,
„Der so, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Tasche trägt!

14.

Nix Bodenstrom.

Nix Bodenstrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amsterdam,
Daran ist wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das ist auch sehr verwegen,
„Freund!" sprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitschmause
Der Schiffer bat. „Du bist so lang' und oft von Hause;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein:
„Und dennoch — willst du mit Gewalt denn Hahnrei seyn?

„Indeß, daß du zur See dein Leben wagst;
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenflusse,
„Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagst:
„Indeß wird sie" — —
„Mit Eurem schönen Schlusse!"
Versetzte Nix. „Indeß, indeß! Ei nun!
„Das Nämliche kann Euer Weibchen thun —
„Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
„Indeß ihr auf der Börse seyd.

15.

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm seine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch, ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was sollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und desto mehr vom Spiel.
Spiel ist ein Mitteldding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun, soll das alles seyn?
„Fällt, sprach der Pater, dir sonst nichts zu beichten ein?"
„Ehrwürd'ger Herr, sonst nichts" = =

„Sonst weißt du gar nichts mehr?“
„Gar nichts, bei meiner Ehr'!“
„Sonst weißt du nichts? Das wäre schlecht!
„So wenig Sünden? Hans, besinn' dich recht.“
„Ach, Herr, mit seinen scharfen Fragen = =
„Ich wüßte wohl noch was.“
„Nu? Nur heraus!“ = = „Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht sagen.“
„So? weißt du etwa schon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?“
„Herr, ich versteh' euch nicht“ = = „Und desto besser, gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?“ = = „O, meine Mutter spricht's;
„Doch das ist alles nichts.“
„Nichts? Nu? was weißt du denn? Gesteh! Du mußt es sagen!
„Und ich versprech' es dir,
„Was du gestehest, bleibt bei mir.“
„Auf sein Versprechen, Herr, mag es ein And'rer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen sagen,
„So ist mein Glücke hin.“

„Verstockter Bösewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du stehst? = = Daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewissen soll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angst beinah' das Herz zersprungen.
Er weint, und sprach voll Reu: „Ich weiß" = = „Das weiß ich schon,
„Daß du was weißt; doch was?" = = „Was sich nicht sagen läßt" = =
„Noch zauderst du?" = = „Ich weiß" = = „Was denn?" „Ein Vogelnest.
„Doch wo es ist, fragt nicht; ich fürchte, drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen."
„Geh', Narr, ein Vogelnest war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir gesagt, und ich's von dir begehrt.

* * *

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren;
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!

Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund
verschließen.
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern
wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen
lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe
werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

16.

Morydan.

Das Schiff, worinnen Morydan,
Ein armer und doch feiger Mann,
Mit seinem Weib' und Kindern war,
Kam plötzlich auf der See in Sturm und in Gefahr.
„Ach, Götter, laßt euch doch bewegen!
„Ach laßt, schrie Morydan, laßt Well und Wind
sich legen!
„Nur diesmal laßt mich noch der nassen Gruft
entfliehn.
„Nie, nie, gelob' ich euch, mehr über's Meer zu ziehn.
„Neptun, Neptun erhöre mich!
„Sechs schwarze Rinder schenk' ich dir
„Zum Opfer dann mit Lust dafür!“

„Sechs schwarze Rinder?“ sprach Mandar,
Sein Nachbar, der zugegen war.
„Sechs schwarze Rinder? bist du toll?
„Mir ist es ja bekannt,
„Daß solchen Reichthum nie das Glück dir zugewandt.
„Und du glaubst, daß es Gott Neptun nicht wissen soll?

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte trauest du
Der Gottheit weniger, als deinem Nachbar zu!

Die nun folgenden beiden Erzählungen wurden nach Lessing's Tode im Deutschen Museum vom J. 1782. (Monat Junius, S. 544 und 552.) zuerst bekannt gemacht.

17.

Die Theilung.

An seiner Braut, Fräulein Christinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — sein Geschlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle seine Landesleute,
Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien
Der Junker seinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
Er ihr vertraut in's Ohr!
Mund, Aug' und Nas' und Brust und Hände,
Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.
Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male).
„Ha!" schrie der Junker, „wie geschlank!
„Ha, welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
„Als käm' er von der Drechselbank!
„So dünn! — Was braucht es viel zu sprechen?
„Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel? —
„Ich will ihn von einander brechen!
„Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen,
„Wie einen Pfeifenstiel!"

„Wie?" rief das Fräulein, „wie? zerbrechen?
„Zerbrechen" (rief sie nochmal) „mich?
„Sie könnten sich an meinem Latze stechen.
„Ich bitte, Sie verschonen sich."

„Beim Element! so will ich's wagen,"
Schrie Junker Bogislav: „wohlan!"
Und hatte schon die Hände kreuzweis' angeschlagen,
Und packte schon heroisch an;
Als schnell ein: „Bruder! Bruder, halt!"
Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngster Bruder, Fritz.
Fritz saß mit off'nem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!" schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!"
Und zog den Bruder mit sich fort:
„Zerbrichst du sie, die schöne Docke,
„So nimm die Oberhälfte Dir!
„Die Hälfte mit dem Unterrocke,
„Die, lieber Bruder, schenke mir!

18.

Der über uns.

Hans Steffen stieg bei Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten)
In seines Edelmannes Garten,
Und plünderte den besten Apfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesgluth die Dämmerung erwarten,
Und schlichen sich in eben diesem Garten
Von ungefähr an eben diesen Apfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß,
Und fleißig brach und aß,

Ward mäuschenstill, vor Wartung böser Dinge,
Daß seine Näscherei ihm diesmal schlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß,
Und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui!“ rief Hanne; „welcher Spaß!
„Nicht doch, Johann! — Ei was?
„O, schäme dich! — Ein andermal — o laß —
„O, schäme dich! — Hier ist es naß.“ — —
„Naß, oder nicht; was schadet das?
„Es ist ja reines Gras.“ —

Wie dies Gespräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie stunden wieder auf, und Hanne seufzte tief:
„So, schöner Herr! heißt das bloß küssen?
„Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
„Sie könnten es uns so versüßen!
„Wie grausam aber müssen
„Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
„Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
„Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
„Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?“
„Ich?“ sprach Johann; „die Zeit mag's lehren.
„Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
„Der über uns wird's schon ernähren.
„Dem über uns vertrau!“

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie schlau.
„Nein!" schrie er, „laßt Euch andre Hoffnung
laben!
„Der über Euch ist nicht so toll!
„Wenn ich ein Bankbein nähren soll,
„So will ich es auch selbst gedrechselt haben!"

Wer hier erschrak und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bei dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß sie's gethan.

Fragmente.

Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit.

Wie kommt es, daß ein Geist, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in sichern Arm zu schließen,
Daß ihm zum Anstoß wird, was alle Kinder wissen?
Wer lehrt mich, ob's an ihm, ob's an der Wahrheit liegt?
Verführet er sich selbst? Ist sie's, die ihn betrügt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir sind nur erschaffen,
Anstatt sie einzusehn, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,
Und jeden an sich lockt, und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der sie verfolgt, und fleht und schenkt und schwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret.

Verzweifelnd und verliebt wünscht sie die Welt zu sehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizustehn.
Ein Zweifler male sich ihr Bild in diesen Zügen!
Nein, sie betrügt uns nie! — — Wir sind's, die uns betrügen.

* * *

Ein Geist, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tausend mitgelangen,
Verliert sich in der Meng', die kein Verdienst besitzt,
Als daß sie redlich glaubt, und was sie weiß, beschützt.
Dies ist es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzustolz, fehlt ihm der Führer Stärke;
Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn' Verstand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal kleinerer Geister.
Wie glücklich ist er nun; die Rotte nennt ihn Meister.
Er wagt sich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun sein göttliches Gehirn?
Dank sey dem großen Geist, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er spricht's, und Gott ist nicht zu fürchten, nicht zu lieben.

„Die Freiheit ist ein Traum: die Seele wird ein Ton,
„Und meint man nicht das Hirn, versteht man nichts davon.
„Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken,
„Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken.
„Cartusch und er, der nie sein Leid und Neid vergaß,
„Cartusch und Epiktet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
„Der stahl, weil's ihm gefiel, und weil er stehlen mußte;
„Der lebte tugendhaft, weil er nichts Bessers wußte;
„Der ward, wie der regiert, und seiner Thaten Herr
„War wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
„Wer thut, was ihm gefällt, thut das, was er thun sollte;
„Nur unser Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
„Und eben die, die uns stark oder schwach erschafft,
„Sie, die Natur, schafft uns auch gut und lasterhaft.
Wer glaubte, daß ein Geist, um kühn und neu zu denken,
Sich selber schänden kann, und seine Würde kränken?

* * *

Der Menge Beifall ist zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr' in eines Weisen Mund,
Der, alles selbst zu sehn, in sich zurückgegangen,
Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen.
Doch macht den größten Theil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Gegengründen spricht.
Er, der die Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, so kann auch Einer fehlen.
Ich glaub', es ist ein Gott, und glaub' es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.
Doch der, der sich nicht selbst zu denken will erkühnen,
Der fremdes Wissen nutzt, dem And'rer Augen dienen,
Folgt klüglicher der Meng', als einem Sonderling. —

* * *

G'nug, wer Gott leugnen kann, muß sich auch leugnen können.
Bin ich, so ist auch Gott. Er ist von mir zu trennen,
Ich aber nicht von ihm. Er wär', wär' ich auch nicht;
Und ich fühl' was in mir, das für sein Daseyn spricht.

Weh' dem, der es nicht fühlt, und doch will glücklich werden,
Gott aus dem Himmel treibt, und diesen sucht auf Erden!

* * *

Beklagenswürd'ge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt,
Deß Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Thaten wählt.
Spielt nur ein Ungefähr mit mein' und deinem Wesen,
Ward ich nur, weil ich ward, und bist du nicht erlesen:
Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinsten Schmerz
Zu seiner Rettung sich den Dolch nicht drückt ins Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Absicht zwecket,
Und dich in Freud' und Leid ein häm'scher Zufall necket,
Der dich durch kurze Lust ruckweise nur erquickt,
Daß dich der nächste Schmerz nicht unempfindlich drückt.
Ein Weiser schätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts verlieret.

Verlust ohn' meine Schuld ist ein zu bitt'res Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.
Stirb, und verlaß die Welt, das Urbild solcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld, und Lust mit Ekel fühle.
Doch warum eifr' ich so? Gott ist, mein Glück steht fest,
Das Wechsel, Schmerz und Zeit mir schmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einst ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleiß'ger Feind, der ird'sche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warst du stiefmütterlich?
„Für Alle sorgtest du? und sorgtest nicht für mich?"
„Was klagst du?" — „O Natur! das solltest du nicht wissen?
„Warum soll ich allein das Glück, zu sehen, missen?
„Der Mensch sieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich sehen kann."
„Sey sehend, daß ich auch bei dir entschuldigt werde!"
Er sah, und grub sich gleich in die geliebte Erde.

Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finsterniß verjagt,
Was nutzt ihm hier sein Glück? Daß er von neuem klagt.
„Natur, schrie er zurück, das sind unmöglich Augen.“
„Sie sind's, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen.

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umschränket;
Das, was sich selber weiß, und zu sich spricht: ich bin;
Was auch die Zeit beherrscht, und was mit der will fliehn,
Durch unsichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
Und morgen, eh' es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehen,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehen;
Das, was die Stärk' ersetzt, die in dem Löwen wüthet,
Wodurch der Mensch ein Mensch, und ihm als Mensch gebietet:

Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne
geht,
Und seines Körpers Theil, weil man es nicht ver=
steht.
Doch sprich, du kluger Thor, wenn es die Körper
zeugen,
Versteht man es denn eh', als wenn es Geistern
eigen?
Du machest Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibst die Dämmerung und bringst die Nacht
uns dar.
Wie jetzo meinem Licht, das in den stillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück ge=
funden,
Da ich es putzen will, die unachtsame Hand
Den Docht zu knapp gekürzt, die Flamme gar ver=
schwand. ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
Und ihn, ein Mehr als Mensch zu seyn,
Mit jenem Feu'r beseelet,
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;

Dem sie ein fühlend Herz und ein harmonisch Ohr,
Und einen Geist verlieh, dem Glück und Ehr' und Thor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die hold're Muse lacht,
Die seinen edlern Theil von dem Vergessen sparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunst bewahret.
Ein solcher dringt hervor, wohin das Glück ihn stieß,
Das gern auch Dichter plagen wollte,
Ist minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden sollte.

* * *

Und schon hat man gesehen,
Als zweifach Adams Sohn, ihn hinterm Pfluge gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Musen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatschen schwang,
Singt schöner ungelehrt, als G** mühsam sang.

* * *

Noch öfter treibet ihn, für Musen nur geschaffen,
Ein neidisches Geschick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn, statt auf Pindus Höh',
Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers schlafen.
Jedoch umsonst; sein rührend Rohr
Schweigt bei Carthaunen nicht, und tönt Trommeten vor.

Sein Muth erstickt nicht seinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl, nicht Gier, berühmt zu sterben,
Und die gefalt'ne Stirn, des Schreckens finst'rer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Musen staunen sanft, bei Helden sich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavor's Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringst du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkst du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet,
Daß er sich ekel nur nach selt'nen Bildern sehnet;
Noch red'st du, wie man red't, eh' man die Zunge bricht,
Daß sie lateinisch=deutsch mit schönem Stammeln spricht;

Noch hast du nicht gewagt, ein römisch Lied zu spielen,
Das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum fühlen;
Noch tönt dein schwacher Mund die Göttersprache nicht;
Noch giebst du jedem Zug sein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden;
Wer dich gelesen hat, der hat dich auch verstanden;
Du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr, als ihrem Witze schenkt = =
Und willst ein Dichter seyn? = = Geh, laß den schweren Namen,
Zum Dichter trägst du kaum den ungekeimten Samen.

So sprach ein großer Geist, von K** Feu'r erhitzt,
Zu meiner Muse jüngst, die noch im Dunkeln sitzt.
Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören.
Nein, sprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauscht,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauscht;
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände leget,
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht träget.
Du siehst, wo Opitz ging = = = Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: kein Schweizer lobe dich!

Erschüttert von dem Fluch bis an das Mark der
Glieder,
Schlug ich, dem Sünder gleich, die Augen schaam-
haft nieder,
Für den die Rache schon den Stab gebrochen hat,
Bestimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad;
Vom kalten Schau'r erlosch in mir das heil'ge Feuer,
Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M**.
Voll Ekel sah ich mich, und sahe mich veracht't;
Von Enkeln nicht gekannt, die B** schwärm'risch
macht.
Ich sah voll Furcht hinaus auf Scenen künft'ger
Dichter,
Die Wage der Kritik hielt ein gewalt'ger Richter,
Der seines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt,
Die, wie sein Finger will, steigt oder überschlägt. ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn M***.

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die
Alten.
Freund, der sie beide kennt, sprich, mit wem soll
ich's halten?
Die Weisheit, war sie nur verfloss'ner Zeiten Ehr'?
Ist nicht des Menschen Geist der alten Größe
mehr?

Wie? oder ward die Welt zu unsrer Zeit nur weise?
Und stieg die Kunst so spät bis zu dem höchsten Preise?
Nein, nein; denn die Natur wirkt sich stets selber gleich,
Im Wohlthun stets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geistern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wissens sich gewagt, voll schöpf'rischer Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit Eins geliebt,
Ward von der Kunst bald der, bald jener Theil geübt.
Das Alter wird uns stets mit dem Homer beschämen,
Und unsrer Zeiten Ruhm muß Newton auf sich nehmen.
Zwei Geister gleich an Größ', und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton, wie Homer, der ew'gen Dichtkunst Ehre,
Wenn dieser das geliebt, und dieses der gewählt,
Worinnen beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?

Vor diesem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
Selbst Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.

Jetzt sucht man mehr, als Witz; die Zeit wird gründlicher,
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weisen doppelt schwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geist ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß man's schätzet?
Ihr weisen Enkel seht der Ältern Fehl wohl ein:
Sonst ward der Dichter groß, nun wird's ein Schreiber seyn.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Plato's Republik, Europa nicht, vonnöthen.

Was ist denn ihre Kunst, und worauf trotzen sie?
Der Dummkopf, der sie schmäht, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muster ist Natur, sie in belebten Bildern
Mit eig'nen Farben uns, verschönert oft, zu schildern.
Doch, Dichter, sage selbst, was schilderst du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie sie das Auge sieht, dem Geiste vorzumalen,
Bleibst du den Sinnen treu, und machst auch Geistern Schalen.
Ins Inn're der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wissen ist zu leicht und nur des Pöbels Glück.

Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk', bemüht mit Meisterstücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtschnur treu,
Zu unserm Räthsel wird, und Kunst ihr kommt nicht bei;
Der Himmel Kenner seyn, bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ' und Licht durch glücklich's Rathen lernen;
Nicht fremd seyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Deß Herrn sich mancher Thor, ohn' sie zu kennen, nennt;
Bald in dem finstern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felsen wohnet,
Der Steine theure Last, der Erze hart Geschlecht,
Der Gänge Wunderkauf, was schimmernd und was ächt,
Mit mühsamer Gefahr und fährlichen Beschwerden
Neugierig auszuspähn und so ihr Herr zu werden;
Bald in der lust'gen Plän', im schauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felsen Spalt,
Und wo die Neubegier die schweren Schritte leitet,
Und Frost und Wind und Weg die Lernbegier bestreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu sehn;

Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu seyn und Störer aller Hecken;
Zu wissen, was dem Bär die starken Knochen füllt,
Was in dem Elen zuckt, was aus dem Ochsen brüllt,
Was in dem Ocean für scheußlich Unthier schwimmet,
Und welche Schneckenbrut an seinem Ufer glimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm besonders ist,
Was jedes Reich verbind't, wo jedes March sich schließt;
Bald mit geübtem Blick den Menschen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf sehn, sein festes Triebwerk finden: —
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glase Wein
Der Dichter ruhig singt, besorgt nur um den Schein.

O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich selt'ne Geister
Gott in der Creatur, im Kunststück seinen Meister
Dem Spötter aufgedeckt, der blind sich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meister schönen Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und sein Dienst ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geister kleinster Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herabgeflogen,
Und hat im Newton gern die Menschheit angezogen.

Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert noch mehr,
Als alle Musen euch im einzigen Homer.
Was Großes ist es nun, sich einen Held erdenken,
Und ihn mit eig'ner Kraft in schweres Unglück senken,
Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Muth
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut?
Braucht nicht der Philosoph mehr Witz und stärk're Sinnen,
Der kleine Wunder sucht, bekannt mit Wurm und Spinnen?
Dem keine Raupe kriecht, der' Namen er nicht nennt,
Und jeden Schmetterling vom ersten Ursprung kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe,
Und in der Mücke sieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Essigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott schuf und eben der Gott hält.
Da sieht er Abenteu'r, die jener nur erfindet,
Und ist des Staates kund, den Bien' und Ameis' gründet.
Ja, wenn ein Moliere, der Tugend munt'rer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merksam wird, und lernt aus hundert Fällen
Der Menschen trotzig Herz und trüg'risches Verstellen;
Wenn seiner Spötterei kein alter Hut entgeht,
Und ihm das Laster nie zu hoch zur Strafe steht:
Braucht er so viel Verstand, als wenn aus kleinen Reisen
Des Schwanzsterns, Dörfel uns will seine Laufbahn weisen;

Wenn er aus einem Stück auf's Ganze richtig schließt,
Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
Braucht er so viele Kunst, die Winkel zu entdecken,
In die, das scheue Heer, die Laster sich verstecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden sieht,
Und ihre Größ' und Bahn in helle Tafeln zieht?
Und als ein and'rer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts bestimmt, und rechnet sie nach Ruthen?
Wer braucht mehr Geist und Müh', der, der in fauler Lust
Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Brust?
Wie? oder der sein Feu'r, wie es die Sonn' erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren steiget,
Aus Gründen uns erklärt, und werth ist, daß der Wein
Ihn einzig nur erfreu' und stärk' ihn nur allein?

Der Dichtern nöth'ge Geist, der Möglichkeiten dichtet,
Und sie durch seinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der schöpferische Geist, der sie beseelen muß,
Sprich, M***, du weißt's, braucht den kein Physicus?
Er, der zuerst die Luft aus ihrer Stelle jagte,
Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte;
Er, der im Sonnenstrahl den Grund der Farben fand,
Und ihre Änderung in feste Regeln band;

Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh' ein Maupertuis sie glücklich messen mußte.
Hat die kein Schöpfergeist bei ihrer Müh' beseelt:
Und ist er nur Homer, weil ihm ein ält'rer fehlt?

* * *

Wird Aristoteles nicht ohne Grund gepriesen,
Dem nie sich die Natur, als unterm Flor gewiesen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Ist, was er Andre lehrt und selber nicht versteht.
Zu glücklich, wenn sie nicht mit spitzig seichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein selbst erwählter Grund stützt keine Wahrheit fest,
Als die man, statt zu sehn, sich selber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weisen kennen,
Ist sie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens sucht man da des Schöpfers Majestät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir sehen Gott in neuern klärern Lehren.
Stagirens Ehr' ist jetzt den Physikern ein Kind,
Wie's unsre Dichter noch bei alten Dichtern sind. ꝛc.

An den Herrn Marpurg,

über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen; besonders der Poesie und Tonkunst.

Der du, für dich und uns, der Töne Kräfte kennst,
Der Kunst und der Natur ihr wahres Amt ernennst,
Maaß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehrest,
Denkst, wo man sonst nur fühlt, und mit der Seele hörest,
Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt, warum?
Dem schwere Schönheit nur Lust bringt und Meistern Ruhm;
Freund, sprich, soll die Musik nicht alle Welt ergötzen?
Soll sie's; was darf man sie nach strengen Regeln schätzen?

Die grübelnde Vernunft dringt sich in alles ein,
Und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret seyn.
Ihr flucht der Orthodox; denn sie will seinem Glauben,
Der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben.
Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul' entwischt,
Und spitz'gem Tadel hold, in unsre Lust sich mischt.

Gebiet'risch schreibt sie vor, was unsern Sinnen tauge,
Macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge.
Dort steigt sie allzu hoch, hier allzu tief herab,
Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die ist des Menschen Herz, wo sich bei Irrthums Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten,
Wo neues Ungeheur' ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen strebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht uns unsern Feind erblicken,
Hier herrsche sonder Ziel, hier herrsch', uns zu beglücken.
Hier findet Tadel, Rath, Gesetz und Strafe statt.
Doch so ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht satt.
Du fliehst auf Abenteu'r ins Elend zu den Sternen,
Und baust ein stolzes Reich in unermess'nen Fernen,
Spähst der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ordnung aus,
Regierst die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
Und steigst du dann und wann voll Schwindel aus den Höhen,
Zufrieden mit dir selbst, wie hoch du stiegst, zu sehen,
So kommst du, statt ins Herz, in einen Criticus,
Der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß,

Und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehr=
gebäude,
Aus Lust die Quintessenz, rectificirst die Freude,
Und schaffst, wo dein Geschwätz am schärfsten über=
führt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt und nach erkiesten Gründen
Lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler
finden,
Und hält, was Körner hat, für ausgedrosch'nes
Stroh;
Denn Ekel macht nicht satt, und Eigensinn nicht
froh.
Ist der Vergnügen Reich nicht klein genug um=
schränket,
Daß unser ekler Witz auf eng're Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Lust, Holz so in Überfluß,
Daß man gewaltsam ihm die Äste rauben muß?
Ist unsre Freud' ein Feu'r, das sich zu reichlich
nähret,
Das uns, schwächt man es nicht, anstatt erwärmt,
verzehret?
Ist das, was uns gefällt, denn lauter starker Wein,
Den man erst wässern muß, wenn er soll heilsam
seyn?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom
Verschwenden,
Floß, was du gabst, Natur, aus sparsam klugen
Händen.

Was einen Bauer reizt, macht keine Regel schlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälschlich ächt;
Und wenn die kühne Kunst zum höchsten Gipfel flieget,
So schwebt sie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget.
So wie des Weingeists Gluth, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt, noch seine Theile trennt.

Freund, wund're dich nur nicht, daß einst des Orpheus Saiten
Die Tiger zahm gemacht, und lehrten Bäume schreiten:
Das ist, ein wildes Volk, den Thieren untermengt,
Hat, wenn er spielte, sich erstaunt um ihn gedrängt.
Sein ungekitzelt Ohr fühlt süße Zaubereien,
Ihn lehrt die Macht der Kunst die Macht der Götter scheuen,
Und was der Wundermann lobt, rathet und befiehlt,
Hat bei den Rauhesten den Reiz, mit dem er spielt.
Die Menschlichkeit erwacht; der Tugend sanftes Feuer
Erhitzt die leere Brust und wird die Frucht der Leier.
Der Wald sieht sich verschmäht, man sammelt sich zu Hauf,
Man herrscht, man dient, man liebt und bauet Flecken auf.

So wirkt ein Leiermann, und Gott weiß, was für einer!
Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger feiner.
Doch, war's ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts Schöners kennt, kommt alles göttlich vor.
Jetzt aber = = wähle selbst, nimm Haſſen oder Grauen,
Und sprich, ihr edler Stolz, wird er sich so viel trauen?
Er beſſ're, wenn er kann, das ungeschliff'ne Land,
Dem Junker und dem Bau'r fehlt noch gleich viel Verstand.
Er geh', sind sie es werth, und lehr' mit Opertönen,
Was sich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen,
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig seyn.
Der Priester räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.
Doch er wird zehnmal eh' die Karpfen in den Teichen,
Als ihren dummen Bau'r und Bauerherrn erweichen.
Nicht, weil er schlecht gespielt, weil er kein Orpheus ist,
Deß Kunst die Billigkeit nach seinen Zeiten mißt;
Nein, weil jetzt (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen
Ein ekler Ohr besitzt, als Kenner sonst besaßen.

Erst drängt er durch die Wach' sich toll ins Opern-
haus,
Urtheilt erbärmlich dann, und strömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals
wieder;
Hier stieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn sah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüster Töne,
Bald ist die Sprach' des Leids zu ausgekünstelt schöne;
Dem ist das Fröhliche zu schäkernd possenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das ist zu schwer gesetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem scheint es gar ein Fehler, nie zu
fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt, und das nicht g'nug
geschleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene zischt und pfeift.
Wo kommt die Frechheit her, so unbestimmt zu
richten?
Wer lehrt den gröbsten Geist die Fehler sehn und
dichten?
Ist nicht, uneins mit sich, ein Thor des andern
Feind?
Und fühlt der Künstler nur sie all' auf sich vereint?
Ist nicht der Grund, weil sie erschlich'ne Regeln
wissen,
Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Win-
kel schließen?

Er ist's. Nun tadle mich, daß ich die Regeln schmäh',
Und mehr auf das Gefühl, als ihr Geschwätze seh'.
Die Schwester der Musik hat mit ihr gleiches Glücke,
Kritiken ohne Zahl und wenig Meisterstücke,
Seitdem der Philosoph auf dem Parnasse streift,
Und Regeln abstrahirt und die mit Schlüssen steift.
Der Schüler hat gehört, man müsse fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr des Schweizers
Lied zu richten?
Grob, Lohensteinisch, schwer, giebt seinen
Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das ist des Wahnes
Frucht.
Ja, seine Tyrannei hat leichte Besserungen
Nach langem Widerstand ihm endlich abgedrungen.
Und bersten möcht' ich oft, wenn tadelndes Ge-
schmeiß,
Das kaum mit Müh' und Noth die drei Einheiten
weiß,
Den Plaut' und Moliere zu übersehen glaubet,
Das ist, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt' ihm gern damit schimpfsvolle Wunden an;
Nur Schade! daß kein Zwerg sie mächtig führen
kann.
Kunstwörter müssen dann der Dummheit Blöße
decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden selbst zu Flecken.
Ach, arme Poesie! anstatt Begeisterung,
Und Götter in der Brust, sind Regeln jetzt genung.

Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer,
füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Mascaraden-Zeit.
Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst er-
hellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand,
gestellet.

Tonarten, Intervall, Accorde, Dissonanz,
Manieren, Clauseln, Takt, Strich, Conterpunkt
und Schwanz,
Mit hundert Wörtern mehr, die tausend nicht ver-
stehen,
Worauf sich tausend doch pedantisch albern blähen,
Freund, sey so gut, verbräm' mein allzudeutsch Ge-
dicht,
Damit man auch von mir als einem Kenner spricht.
Doch nein = = Es möchte mich ein Pfau zu rupfen
fassen;
Wobei ich nichts gedacht, mag ich nichts denken
lassen.
Zwar durch Bescheidenheit fliegt man nicht himmelan;
Dem Mädchen steht die Schaam, und Prahlerei
dem Mann.
Die Regeln sind dazu, daß wir nicht dürfen schweigen,
Wenn Meister emsig sind und sich in Thaten
zeigen.

Wer hat so müß'ge Zeit und sitzet mühsam still,
Daß er erst alles lern', wovon er reden will?
Ein Weiser braucht den Mund zum Richten und am Tische.
Wer schweigt, ist dumm. Drum sind das dümmste Vieh, die Fische.
Bei einem Glase Wein kommt manches auf die Bahn;
Da heißt es: rede hier, daß man dich sehen kann.
Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen
Lehrt auch das kleinste Buch, wo nichts verstehn, doch prahlen.

Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meister bleibt die Müh':
Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie.
Doch meinet man vielleicht, daß sie dem Meister nützen?
Man irrt; das hieß die Welt mit Elephanten stützen.
Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält sich ohne Ruh.
Der Sperling steigt ihm nach, so weit die Dächer gehen,
Ihm auf der Feueress', wenn's hoch kommt, nachzusehen.
Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich; wird ohne Regeln groß.

Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher;
Er schöpfet aus sich selbst; er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.
Wer fasset seinen Werth? Er selbst nur kann ihn fassen;
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm selber überlassen.
Fehlt einst der Mensch in ihm, sind doch die Fehler schön;
Nur seine Stärke macht, daß wir die Schwäche sehn.
So kann der Astronom die fernen Sonnenflecken,
Durch Hülf' des Sonnenlichts, und anders nicht, entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Riesen Schritt,
Sich selbst gelassen, nie in Kindertappen tritt.
Nun saget mir, was dem die knecht'sche Regel nützet,
Die, wenn sie fest sich stützt, sich auf sein Beispiel stützet?
Vielleicht, daß Feu'r und Geist durch sie ersticket wird;
Denn mancher hat aus Furcht zu irren, sich verirrt.
Wo er schon Vorsicht braucht, verliert er seinen Adel;
Er singet sonder Neid, und darum ohne Tadel.

Doch jedes Hundert Jahr, vielleicht auch selt'ner noch,
Kommt so ein Geist empor und wird der Schwächern Joch.
Muß man, wenn man sich schwingt, stets adlermäßig schwingen?
Soll nur die Nachtigall in unsern Wäldern singen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel stehn;
Bei vieler Sonnengluth würd' unsre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeist vielleicht die Regel nützen?
Die Säul' war dort zur Zier, und hier ist sie zum Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt,
Wenn er die Töne gleich als seine Finger kennt,
Besäß' sein schwerer Geist Eucliden und Cartesen,
Und Eulern könnt' er gar, wie ich Talandern lesen;
Allein er wagte nichts, allein er dachte nie,
Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh,
Und täuschte nur das Ohr mit künstlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenn's hoch kommt: einen Stümper.
Auch Dichter kenn' ich g'nug, die nur die Regel macht;
Wer diesem Gott nicht dient, ist ihnen in der Acht.
Wagt sich ihr netter Geist in Molierens Sphäre,
So kommt kein Monolog, kein freier Knecht die Quere;

Gesetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt' und Recht sich selbst belachen soll.
Was schad't das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o selt'ner Ruhm! noch neue zugesetzet.
Die Richter preisen ihn, und rufen: seht, da seht!
Wie auch ein großer Geist mit Reiz in Fesseln geht.
Allein, Freund, lachst du nicht, daß ich von Stümpern spreche?
Wer Andrer Schwäche zeigt, verberg' erst seine Schwäche.
Doch ja, du lachst nicht nur; du gähnst auch über mich.
Gut, schlafe nur nicht ein. Ich schließ' und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret,
Bei seiner Armuth lacht und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrießlich find't, auf alles Zucker streut,
Die Freude sich nie kauft, und sich doch täglich freut:
Wenn der zu preisen ist, ist der nicht auch zu preisen,
Deß Ohr sich nicht empört bei mittelmäß'gen Weisen,
Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorfschalmei'n
So freudig kann, als du in Graunens Opern seyn?

Dies Glück, Freund, wünsch' ich dir! und willst du dich bedanken,
So wünsch' mir gleiche Lust aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erster Gesang.

Vorerinnerung.

Die Religion ist, schon seit verschiedenen Jahren, die Beschäftigung meiner ernsthaften Muse gewesen. Von den sechs Gesängen, die ich größtentheils darüber ausgearbeitet habe, ist vor einiger Zeit der Anfang des ersten Gesanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier diese Probe, ohne etwas Neues hinzuzuthun; einige Verbesserungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — — Mein Plan ist groß. Ich entwerfe ihn in den ersten achtzehn Zeilen selbst, von welchen ich im Voraus erinnern muß, daß einige von den Prädikaten daselbst auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erste Gesang ist besonders den Zweifeln bestimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menschen gemacht werden können. Der Dichter hat sie in ein Selbstgespräch zusammengenommen, welches er, an einem einsamen Tage des Verdrusses, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er seinen Gegenstand aus den Augen läßt, wenn er sich in den Labyrinthen der Selbsterkenntniß zu verlieren

scheint. Sie, die Selbsterkenntniß, war allezeit der nächste Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der sicherste. Man schieße einen Blick in sich selbst; man setze alles, was man weiß, als wüßte man es nicht, bei Seite; auf einmal ist man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den ersten Tag seines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinschaftliche Geburt; ja, unser Stolz sage, was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geist, ohne Empfindung, folgen darauf, und den ersten Beweis, daß wir Menschen sind, geben wir durch Laster, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden, als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton: die Abwechselung mit den Lastern sind unsere Besserungen; Besserungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unserer Säfte haben. Wer ist von diesem elenden Loose ausgenommen? Auch nicht der Weiseste. Bei ihm herrschen die Laster nur unter schönen Larven und sind, wegen der Natur ihrer Gegenstände, nur minder schädlich, aber eben so stark, als bei der verworfensten Seele aus dem Pöbel: der Dichter darf die Beispiele nicht in der Ferne suchen. Alle sein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Übelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geschwächt. Unter anderen Umständen würde er — — und wer muß nicht ein Gleiches von sich gestehen — — vielleicht ein Schaum der Bösewichter, oder das Muster eines Thoren

geworden seyn. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menschlichen Herzens nichts als Laster zu finden! Und es ist von Gott? Es ist von einem allmächtigen, weisen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht ist unser Geist desto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erschaffen, da wir es für die Tugend nicht sind. Für die Wahrheit? Wie vielfach ist sie? Jeder glaubt, sie zu haben, und jeder hat sie anders. Nein, nur der Irrthum ist unser Theil, und Wahn ist unsre Wissenschaft. Fügt zu diesem erbärmlichen Bilde des edelsten Theiles von uns, auch eine Abschilderung des minder edlen, des Körpers. Er ist ein Zusammenhang mechanischer Wunder, die von einem ewigen Künstler zeugen. Ja, aber auch ein Zusammenhang abscheulicher Krankheiten, in seinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verrathen. Dieses alles verführt den zweifelnden Dichter zu schließen:

Der Mensch? wo ist er her?
Zu schlecht für einen Gott; zu gut für's Ungefähr.

Man stoße sich hier an nichts. Alles dieses sind Einwürfe, die in den folgenden Gesängen widerlegt werden, wo das jetzt geschilderte Elend selbst der Wegweiser zur Religion werden muß.

Erster Gesang.

Was sich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermuth sich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub', in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuschte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichste Geschenk, das aus des Schöpfers Hand
Den schwachen Menschen krönt, noch über dich, Verstand;
Was du mit Zittern glaubst, und bald aus Stolz verschmähest,
Und bald, wenn du dich fühlst, vom Himmel trotzig flehest;
Was dein neugierig Wie in fromme Fesseln schließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitstern ist;
Was Völker knüpft und trennt und Welten ließ verwüsten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten;
Wodurch dem Himmel treu allein ein Geist voll Licht
In jene Dunkelheit mit sichern Schritten bricht,
Die nach der grausen Gruft, in unerschaff'nen Zeiten,
Auf uns're Seelen harrt, die March' der Sterblichkeiten:
Dies sey mein rührend Lied!

Dein Feu'r, Religion!
Entflamme meinen Geist; das Herz entflammst du schon.
Dich fühl' ich, ehrfurchtsvoll, gleich stark als meine Jugend,
Das thörichte Geweb' aus Laster, Fehl' und Tugend.

Nach Wahrheit durstiger, als durstig nach der Ehr',
Auf Kluger Beifall stolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauschten Stunden,
Hab' ich den flücht'gen Geist oft an sich selbst gebunden,
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hülfe schrie,
Mich niemand kennen mag, mich selbst zu kennen Müh'.

Der ernsten erster Blick, die ich auf mich geschossen,
Hat mein erstauntes Herz mit Schwermuth übergossen.
Verlören in mir selbst, sah, hört' und fühlt' ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr gelebt = = und noch mich nicht gesehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen stehen.
Was ich von mir gedacht, ist falsch, ist lächerlich;
Kaum glaub' ich, ich zu seyn, so wenig kenn' ich mich.

Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiser Thoren!
Bald hätt' ich mich durch euch, wie meine Zeit, verloren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menschheit Wissen ist,
Den stolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß, als schließt.
Den Irrthum in dem Schooß, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, stolz auf den Traum, kein wachsam Zweifeln leiden.
Das Forschen ist sein Gift, Hartnäckigkeit sein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm sein Eigenthum;
Ihm, der stolz von der Höh' der aufgethürmten Lügen,
Natur und Geist und Gott sieht unverhüllet liegen.

Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Mensch. Auf Erden.
Bescheide sonder Licht, die Kindern g'nügen werden!
Was ist der Mensch? Sein Glück? Die Erd', auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt; dann sagt auch, was er wird,
Wann schnell das Uhrwerk stockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wann ihn der Würmer Heer durchwühlet,

Das sich von ihm ernährt, und bald auf ihm verreckt?
Sind Wurm und Mensch alsdann gleich hoffnungslos gestreckt?
Bleibt er im Staube, Staub? Wird sich ein neues Leben
Auf einer Allmacht Wink aus seiner Asche heben?
Hier schweigt die Weisheit selbst, den Finger auf dem Mund,
Und nur ihr Schüler macht mehr, als sie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu, mit starr verwandten Blicken,
Mit gierig offnem Mund und beifallsreichem Nicken.
Sie glaubt, sie höre Gott; denn sie versteht ihm nichts,
Und was sie halb gemerkt, stützt sie auf ein: er spricht's.
Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmuth aufgeblasen,
Hielt für die Wahrheit selbst ein philosophisch Rasen,
Worin der irre Kopf verweg'ne Wunder denkt,
Ein Königreich sich träumt, und seinen Traum verschenkt,
Die Schiff' im Hafen zählt, und alle seine heißet,
Bis ihn ein böser Arzt der Schwärmerei entreißet.
Er wird gesund und arm; erst war er krank und reich;
Elend zuvor und nun = = Wer ist, als ich, ihm gleich?

Wer kommt und lehret mich, was ich zu wissen glaubte,
Eh' der einsame Tag Gott, Welt und mich mir raubte?

Durchforschet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen soll, ist Nacht. Was hin ist, ist ein Traum.
Der gegenwärt'ge Punkt ist allzukurz zur Freude,
Und doch, so kurz er ist, nur allzulang zum Leide.

Schick', wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick
Zum unempfindlichsten, zum ersten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbund'ne theure Last, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frei in nie empfund'ner Luft,
Mit ungeübtem Ton mein Schicksal ausgeruft?
Wo war mein junger Geist? Fühlt' er die Sonnenstrahlen
Das erste Bild im Aug' mit stillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schrei'n, hat mich es auch erschreckt,
Als es zuerst durch's Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Lust, doch thränend, nach mir blickte,

Des Vaters fromme Stimm', die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verstand, schon lehrend zu mir trat,
Der sein Bild in mir sah, mit ernsten Liebeszeichen,
Mich dann der Mutter wies, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dies von mir erkannt, und was dacht' ich dabei?
Fühlt' ich, mir unbewußt, für sie schon Lieb' und Scheu?
Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finstern Banden,
Und was den Menschen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung, nach der Form zum menschlichen Geschlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer sah durch Haut und Fleisch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unsel'ger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer sah mein Hirn, ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menschlich Vieh gebar?

Wie elend kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre!
Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh' vom geschäft'gen Spiel
Ein lächelnd heit'rer Blick schief auf die Mutter fiel?

Eh' meine Knorpelhand so stark zu seyn begonnte,
Daß sie mit Jauchzen ihr das Haar zerzausen konnte?
Eh' leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich stieß?
Eh' ich mich stammelnde nachäffend loben ließ?
Eh' meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl' sich quälte?
Eh', auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf den Boden that?

Doch endlich sollt' ich auch das späte Glück genießen,
Das schlecht're Thiere kaum die ersten Stunden missen,
Die Liebling' der Natur, vom sichern Trieb regiert,
Der unverirrlich sie zum Guten reizt und führt.
Ich hörte, sah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum schlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in frischen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüsten an.
Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich stehen.
Nach allem sehnt' ich mich, und alles wurd' ich satt,
Der Kreisel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, war mein Spiel ein bloßes Spiel gewesen,
Zur schlauen Larve nicht dem Laster auserlesen,

Worunter unentdeckt das Herz ihm offen stand.
Wer kann dem Feind entfliehn, eh' er den Feind gekannt?
Stolz, Rachsucht, Eigensinn hat sich in Kinderthaten
Des Lehrers schärferm Blick oft männlich g'nug verrathen.
Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut,
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh' der biegsame Geist die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er sich selbst entfernte?
Nein, er sich selber nicht, denn in der Seele schlief
Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff;
Und als er wache ward, und als ich wollte wählen,
War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht' ich nicht mit mir.
Das Laster ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche,
Den eifrig, doch umsonst, ich zu entthronen suche.
Ein Wüth'rich, der es ward, damit ich sey gequält,
Nicht, weil er mich besiegt, nicht, weil ich ihn gewählt = =
Himmlische Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Gluth für euch, als unser Glück, zu brennen,

Wenn auch der kühnste Schwung sich schimpflich wieder senkt,
Und uns das Laster stets an kurzen Banden lenkt?
Ich fühl' es, daß mein Geist, wenn er sich still betrachtet,
Sich dieser Banden schämt, sich eurer werth nur achtet,
Daß, wenn von später Reu' mein Aug' in Thränen fließt,
Da ich sonst nichts vermag, mein Wunsch euch eigen ist.
Du bist mir Trost und Pein, und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerther Wunsch! Mein Himmel! Meine Hölle!
Du, nur du bist in mir, das einz'ge reiner Art,
Das Einzige, was nicht dem Laster dienstbar ward.
Solch einen heißen Wunsch, solch marternd Unvermögen,
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiser Gott! Ein Wesen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und straft die Lasterbrut, die er mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Mensch, elend Geschöpf! Mensch! Vorwurf seiner Wuth!
Und doch sind, was er schuf, du und die Welt sind gut?

So kenn' ich Gott durch euch, ihr Israels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geist noch irrer.
Umsonst erhebt ihr mir des Willens freie Kraft!
Ich will, ich will = = Und doch bin ich nicht tugendhaft.
Umsonst erhebt ihr mir des Urtheils streng Entscheiden.
Die Laster kenn' ich all', doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein starker Geist, von Wissenschaft genährt,
Und Schlüsse haben nie das Bös' in uns zerstört.
Er, der mit sicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
Und kühn zur Sonne steigt = = Weg, den kein Adler kennet! = =
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der sie zur Flucht bereit in ew'ge Kreise schmiegt,
Und aus dem Himmel dann sinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht
Nichts sieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht:
Er und der halbe Mensch, verdammt zum sauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur scheint Adams Fluch zu liegen,

Der Bauer, dem das Glück das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umschränkt,
Der sich erschaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, sinnt er über sich, sinnt, wie er satt will werden,
Der seine ganze Pflicht die Hofedienste nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die sich himmelweit an stolzer Einsicht weichen,
Sie, die sich besser nicht als Mensch und Affe gleichen,
Sind sich nur allzu gleich, stiehlt, trotz dem äußern Schein,
In beider Herzen Grund ein kühner Blick sich ein.
In beiden steht der Thron des Übels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht, und der umsonst bestürmet,
Nur daß frei, ohne Schaam, das Laster hier regieret,
Und dort sich dann und wann mit schönen Masken zieret.

Mein Herz, eröffne dich! hier in dem stillen Zimmer,
Das nie der Neid besucht, und spät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr, als ungegraben nützt;

Wo mir kein sammt'ner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths Statt, was finstern Gram besiegt,
Begriff'ner Bücher Zahl auf Tisch und Tielen liegt:
Hier, Herz, entwickle treu die tiefsten deiner Falten,
Wo Laster schlau versteckt bei hunderten sich halten;
Hier rede frei mit mir, so wie zum Freund ein Freund,
Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint;
Kein fremder Zeuge horcht, geschickt, dich roth zu machen;
Kein seichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Dich höret, ist ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; sollte gleich die Welt mein Zeuge seyn!

Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last,
Welch Bild hab' ich nicht schnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,

Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr, als nährte.
Der Sprachen schwer Gewirr', das Bild vergang'ner Welt,
Zum sichern Unterricht der Nachwelt angestellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlass'nen Trümmern
Des Kenners Augen nach Geschmack und Schönheit schimmern;
Der Junge Zauberkunst, die den achtsamen Geist,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach, folgsam reißt;
Und sie, ach, meine Lust und ach, mein still Bemühn!
Vor deren Blicke scheu unwürd'ge Sorgen fliehn,
Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab: = =
Die sind's, worin ich mich, fern von mir selbst, verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indessen glimmte still, am unbekanntsten Ort,
Durch Nachsicht angefacht, des Lasters Zunder fort.
Gern wär' er, allzugern, in Flammen ausgeschlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüstung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löschen weiß:
Doch Zeit zum Übelthun versagte mir mein Fleiß.
So schien ich in der Still' zum Tode nur bemüht,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Inn're sieht.

Die Thorheit, die mit Schall die stolzen Ohren
nährt,
Mit Lob, das reich an Pest, aus gift'gen Schmeich=
lern fährt,
Die Ruh' für Titel giebt, und Lust für Ordens=
bänder,
Der flücht'gen Königsgunst vergeb'ne Unterpfänder,
Die groß wird sich zur Last, und wahres Glücke
scheuet,
Weil dies sich ungeputzt in stillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe flieht, sein zu gewisses Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle,
gab;
Die Ruhmsucht = = hab' ich sie nicht oft mit spött'=
scher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden schiene,
Mit Gründen frisch durch Salz, für Raserei erklärt,
Und unter and'rer Tracht sie in mir selbst ernährt?
Mein Lied, das wider sie aus kühnem Mund ertönte,
Und Fürsten unbesorgt in ihren Sklaven höhnte;
Das bei der Lampe reif, die Ruh' des Weisen sang,
Von reicher Dürftigkeit, von sel'ger Still' erklang;
Mein Lied, wann's ungefähr ein Kreisbekannter
hörte,
Und es der Kenner schalt und es die Dummheit
ehrte,
Wie ward mir? Welches Feu'r? Was fühlt' und
fühlt' ich nicht?
Was malte den Verdruß im rothen Angesicht?

O Ruhmsucht, schlauer Feind! als ich dich keck
verlachte,
Lagst du im Hinterhalt, den Selbstbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hochwürdig, gnädig
heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus seinem Titel reißt;
Ich zürn' = = zum mindesten, weil unversorgte
Jugend
Die Rennbahn mir verschließt zu Wissenschaft und
Tugend?
Nein, = = weil man mir ein Lob, ein knechtisch Lob
versagt,
Daß ich = = wer schätzt die Müh? = = die Reime
schön erjagt.
Renn' sicher, stolze Schaar, Ruhmträume zu er=
wischen!
Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszu=
zischen!

Ihr Laster stellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar, wie der Sand, schlau zu des Übels Ehre,
Such' ich die schrecklichsten! Euch such' ich, Geiz
und Neid,
Die ihr flieht Wärm' und Lust, des Alters Seele
seyd!
Doch, Jüngling, Blüth' und Feu'r, das deine
Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne
sitzet;

Er wächst, und wächst mit dir, bis er sich aufwärts frißt,
Und der unsel'ge Grund zu zeit'ger Reifung ist.
Bav kleidet sich in Gold, und trägt an Edelsteinen
Auf seiner dürren Hand den Werth von Meiereien;
Sein trotzig Dienerheer bläht sich am hintern Rad,
Im Feiertleid' der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbei, und bückt sich nicht zur Erde?
Er dankt, und lernt die Art von seinem stolzen Pferde;
Es schlägt das schöne Haupt zur Brust mit schielem Blick,
Und schnaubend zieht es schnell der straffe Zaum zurück.
Sein Reichthum giebt ihm Witz; sein Reichthum schenkt ihm Sitten,
Und macht das plumpe Klotz auch Weibern wohl gelitten.
Des Pöbels Augenmerk! Bav, bist du meines? Nein.
Sich selbst muß man ein Feind, dich zu beneiden, seyn.
Doch wenn der Löwe sich an keinen Esel waget,
Hat er drum mind're Wuth, wenn er nach Tigern jaget?
Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach!

Nacheif'rung, wer bist du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach?
Sinnreich, zur eig'nen Fall', die Laster zu verkleiden,
Betrog'ne Sterbliche, nacheifern ist beneiden!
Nimmt euch, ans Pult geheft't, der ewige Gesang,
Durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang = =
In Himmel = = frommer Wahn! = = Gott = = Geister = = ewig Leben = =
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben! = =
Nimmt mich dies neue Lied, = = zu schön, um wahr zu seyn,
Erschüttert, nicht belehrt, mit heil'gem Schauer ein:
Was wünscht der inn're Schalk, erhitzt nach fremder Ehre,
Und lächerlich erhitzt? = = Wenn ich der Dichter wäre!
Umsonst lacht die Vernunft und spricht zum Wunsche: Thor!
Ein kleiner Geist erschrickt, ein großer dringt hervor.
Dem Wunsche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
Auch Weisen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
Was hilft's, daß er in mir bei Unfall sich nicht freut,
Die Ruh' der Welt nicht stört? = = Ist er drum minder Neid?
Nicht er, der Gegenstand, die Neigung macht das Laster,
Stets durch sich selbst verhaßt, nur durch den Stoff verhaßter.

Auch dich, o Geiz! = =
Doch wie? was stößt den finstern Blick,
Den redlichsten Spion, vom Grund der Brust zurück?
Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen,
Und Neugier kehret sich in melancholisch Grauen.
Des Übels schwächsten Theil zog ich ans scheue Licht.
Verwöhnter Weichling! Wie? mit Stärkern wag' ich's nicht?
Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr stets tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbsterkenntniß, fühlet.
Ihr schwärzern Laster, bleibt! Was die Natur verstecket,
Zieh' Unsinn an das Licht! = = Nichts hab' ich mehr entdecket,
Wenn ich auch eins vor eins die Must'rung gehen lasse,
Als daß ich sündige, und doch die Sünde hasse.

Doch wie? das Alterthum, auf Wahn und Moder groß,
Spricht: dein Loos, Sterblicher, ist nicht der Menschheit Loos!
Das kleine Griechenland stolzirt mit sieben Weisen
Und sahe Scythen selbst nach ihrer Tugend reisen.

Vergebens, Alterthum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden;

Und selbst vom Sokrates ist Thorheit g'nug zu
melden.
Wohin kein Messer dringt, das in des Arztes Hand
In Därmen wühlende, des Todes Anlaß fand,
Bis dahin schick' den Blick, die Wahrheit auszu-
spähen!
Was ich in mir gesehn, wirst du in ihnen sehen.
Großmuth ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes
Blut;
Treu seyn ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wuth;
Andacht ist Heuchelei; Freigebigkeit Verschwenden;
Und Fertigkeit zum Tod, Lust, seine Pein zu enden;
Der Freundschaft schön Gespenst ist gleicher Thor-
heit Zug;
Und seine Redlichkeit, der sicherste Betrug!

Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, schwarz wie der Mohr, und fleckicht wie
der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Übel flog,
Und wachsend in dem Flug durch beide Welten flog:
Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Läst'rung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht ver-
geben. rc.

Fabeln.

Drei Bücher.

1759.

Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß, in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Überwindung hätte mir die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viele freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und sie verdient, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es im Voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerfen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilt, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Äsopus, von den Neueren, für die blumenreicheren Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich fürs erste meinen Fabeln mit leichter Mühe eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während des Studirens macht, und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Übung wagt, — — fehlt noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eins daraus geworden; — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darin finden; die sechs prosaischen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigsten unwerth schienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöst haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu seyn wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum Besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprangen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung

nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folgt; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens, mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehört in keine Vorrede; und das Publikum dankt es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge faßt, Ideen sammelt, wählet, ordnet, in Plane vertheilt: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber sobald er einen Schritt weiter geht, und Hand anlegt, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterzieht. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buches. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier schließen. Allein, da ich die Gelegenheit, mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen,

mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch hat mich durch seine bevollmächtigten Freunde, seit geraumer Zeit, auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, über seine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung schreibt. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheile versichern lassen; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind: so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten, und widerrufe meine Klage.

Erstes Buch.

1.
Die Erscheinung.

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Thier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle, und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen, la Fontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühete. — — Umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwillen sprang ich auf; aber sieh! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse, vor mir.

Und sie sprach lächelnd: Schüler, wozu diese undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willst die Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters ist; der Vortrag sey des ungekünstelten Geschichtschreibers, so wie der Sinn des Weltweisen.

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand? höre ich einen Leser fragen. Wenn

du uns doch nur wahrscheinlicher täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muse in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —"

Vortrefflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste, und werde nicht der letzte seyn, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

2.

Der Hamster und die Ameise.

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet! — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!

3.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

4.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich

trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

5.

Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd, und nahete sich dem Throne des Zeus, man will, ich sey eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern seyn? —

Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal be-

stimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; diesesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf! — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

6.

Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen

den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

7.

Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gesellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte sie, und flog vertraulich zu dem Pfaue hinab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!“ — So laß uns Freunde seyn, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren bessere Freunde, als Pope und Addison.

8.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam, seine Condolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrim, versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

9.

Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!

Aber ich, versetzte das Roß; denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

10.

Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, sagte die Nachtigall; aber deßwegen darfst du auf ihren Beifall nicht stolz seyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feineren Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

11.

Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall. Da du so lieblich singst, sprach er, wie vortrefflich wirst du schmecken!

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weiß nicht. Aber gestern hört' ich sagen: dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer seyn! Und das war gewiß Einfalt!

12.

Der kriegerische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirte, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

13.

Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke, und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte, noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

14.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu seyn. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der

Schwan das würdige Ansehn eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

15.

Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten!

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke sollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.

16.

Die Wespen.

Fäulniß und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des Einen braucht die allezeit wirksame Natur zu dem Leben des Andern. Und so flog auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiener, die sich nichts Geringeres, als Abkömmlinge der alten unsterblichen Römer zu seyn einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

17.

Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieen sie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

18.

Der Strauß.

Jetzt will ich fliegen, rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und schoß, gleich einem Schiffe mit aufgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

19.

Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke so stolz, als du willst, sprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel, als du. Denn du kannst nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweise.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Gesanges, ist mehr ein Genie, als der schwunglose Schreiber einer langen Hermanniade.

20.

Die Hunde.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gereister Budel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menschen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde! Hunde, meine Brüder — — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Budel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Überwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesenen Hunde in Indien — besser als wir, so viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

21.

Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weit gereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach ihrem Geschmacke gefunden?

22.

Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minervens?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deßwegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlangt — —

23.

Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter, war die geschwinde Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und sogleich fing sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt.“

O laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

24.

Merops.

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten

Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn, weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

25.

Der Pelekan.

Für wohlgerathene Kinder können Ältern nicht zu viel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft; dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelekan, da er seine Jungen schmachten sah, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf, und erquickte sie mit seinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckguck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckguck seine Eier untergeschoben. — Waren es undankbare Guckgucke werth, daß ihr Leben so theuer erkauft wurde?

26.

Der Löwe und der Tiger.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichts fürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!“

Wie der Hase? brüllte der aufspringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

27.

Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für Einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch; denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sicherer entlaufen kann?

28.

Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes krankes Thier; sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerst mich; versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

29.

Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer, durch ein Merkzeichen, dazu.

Ei, riefen die anderen Springer, woher, Herr Schritt für Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei, und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

30.

Äsopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Äsopus: Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen.

Dich etwas Sinnreiches! sagte Äsop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seyst der Sittenlehrer, und ich der Esel?

Zweites Buch.

1.

Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der erstern in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses, noch ganz erträgliche Stück, auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu Statten gekommen wäre."

2.

Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst; erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

3.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum

fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie partei isch eure Geschichtschreiber seyn müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

5.

Der Stier und das Kalb.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stallthüre

drängte, die obere Pfoste. Sieh einmal, Hirte! schrie ein junges Kalb; solchen Schaden thu' ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, versetzte dieser, wenn du ihn thun könntest!

Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der kleinen Philosophen. „Der böse Bayle! wie manche rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegenen Zweifeln geärgert!" — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

6.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen, und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu seyn glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen.

Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alles das Eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein seyn! — und hackten weiter.

7.

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Äsopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

8.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Äsopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

9.
Die blinde Henne.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andere sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharrt hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Collectanea, die der witzige Franzose nutzt.

10.
Die Esel.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu seyn, wenn sich

die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht seyn.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit ist. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrieen die Esel, du bist allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

11.

Das beschützte Lamm.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme? —

Wolf selbst! versetzte Hylax. (Die Hunde verkannten sich beide.) Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

12.

Jupiter und Apollo.

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sey. Laß uns die Probe machen! sagte Apollo. Er spannte seinen Bogen, und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sah, ihn zu übertreffen. — Ich sehe, sprach er, daß du wirklich sehr wohl schießest. Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen. — Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

13.

Die Wasserschlange.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefräßige Wasserschlange.

Willst du unser König seyn, schrieen die Frösche, warum verschlingst du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer! So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.

14.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne!

15.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbei schlich, und ihm zurief: Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiederte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herab kommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte, und freuete sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

16.

Der Geizige.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals seinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.

Du würdest, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer.

Wäre ich auch schon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; ist ein anderer nicht um so viel reicher? Ein anderer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.

17.

Der Rabe.

Der Fuchs sah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: Ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

18.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf, die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt. —

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Ver=

mögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

19.

Der Fuchs und der Tiger.

Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünschen.

Und sonst hätte ich nichts, was dir anstände? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es ist so vielfarbig als dein Gemüth, und das Äußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.

Eben darum, versetzte der Fuchs, danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!

20.

Der Mann und der Hund.

Ein Mann ward von einem Hunde gebissen, gerieth darüber in Zorn, und erschlug den Hund. Die Wunde schien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weiß ich kein besseres Mittel, sagte der Empirikus, als daß man ein Stück Brot in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu fressen gebe. Hilft diese sympathetische Cur nicht, so — Hier zuckte der Arzt die Achsel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; sie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erschlagen.

21.

Die Traube.

Ich kenne einen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat, als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter.

Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling, und sprach: Sauer sollte diese Traube seyn? Darnach sieht sie

mir doch nicht aus! Er flog hin, und kostete, und fand sie ungemein süß, und rief hundert näschige Brüder herbei. Kostet doch! schrie er; kostet doch! Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. — Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

22.

Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

23.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort, und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttin.

Ich Ärmste! so sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

24.

Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

überlegt es wohl, was ihr bittet, sagte Zeus. Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch so angenehm nicht seyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus sprach: So habt denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten.

25.

Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle anderen Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!

26.

Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: Nun wehe uns armen schwächeren Thieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns alle geschehen seyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.

27.

Der Dornstrauch.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?

Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

28.
Die Furien.

Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben, rühmet. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibst. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!

Göttin, sagte Iris; ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät. —

Zu spät? sagte Juno. Wie so?

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt."

Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften? —

„Zu Furien.“

29.

Tiresias.

Tiresias nahm seinen Stab, und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf, und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren Stab auf, und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

30.

Minerva.

Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1.

Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen; fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierrathen, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

2.

Die Nachtigall und die Lerche.

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Theiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?

3.

Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte.

Ich bin Salomo, sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machst du hier, Alter?

Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte, wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise: ich sahe ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig seyn und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du hast deine Lection nur halb gelernt, versetzte der Geist. Geh noch einmal hin zur Ameise, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Gesammelten genießen.

4.

Das Geschenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geschenk ist schön, unterbrach sie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!

Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung, versetzte die erste Feye. Es ist wahr; viele würden weit größere Könige gewesen seyn, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

5.

Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. Wie bist du denn nur gegen mich so karg? sagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kommt das?

Das kommt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

6.

Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Und daher kommt es, ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

7.

Der Rangstreit der Thiere, in vier Fabeln.

[1]

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd: lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unparteiischer seyn.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genung besitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

8.

[2]

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaß die Versammlung!

9.

[3]

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — (und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei) — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus besseren Gründen, als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

10.

[4]

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren -- der Affe und der Esel.

11.

Der Bär und der Elephant.

Die unverständigen Menschen! sagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern sie nicht alles von uns besseren Thieren! Ich muß nach der Musik tanzen; ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzu wohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Musik, versetzte der gelehrige Elephant, und glaube eben so ernsthaft und ehrwürdig zu seyn, als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär, die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst.

12.

Der Strauß.

Das pfeilschnelle Rennthier sah den Strauß, und sprach: Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.

Ein andermal sahe der Adler den Strauß, und sprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

---

13. 14.

Die Wohlthaten,

in zwei Fabeln.

[1]

Hast du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl! erwiederte dieser.

Und wen?

Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.

[2]

Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkst, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

15.

Die Eiche.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge

niedriger Sträucher lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sahe sie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!

16.

Die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln.

[1]

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn: versetzte der Schäfer. Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

17.

[2]

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen: sagte der Wolf.

Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

Drei? — Zwei? — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

18.

[3]

Aller guten Dinge sind drei: dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können.

19.

[4]

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

Was meine ich denn sonst? Freilich.

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen — —

Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

20.

[5]

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines Gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

Meines Gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner, und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.

Und wie sonderbar bist du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht —

Spare die Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh!

21.

[6]

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

Nun so höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.

Ei sieh doch! sagte der Schäfer. Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

22.

[7]

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

23.

Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, sie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wieder herstellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und so beruhet unser Stolz meistens auf unserer Unwissenheit!

24.

Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

25.

Der Adler.

Man fragte den Adler: warum erziehest du deine Jungen so hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?

26.

Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unser Geschlecht gewesen seyn! seufzte der Enkel.

Du schließest zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war anders; aber nicht besser. Der Mensch hatte da, anstatt des Feuerrohrs, Pfeile und Bogen; und wir waren eben so schlimm daran, als jetzt.

27.

Der Pfau und der Hahn.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau.

Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

28.

Der Hirsch.

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halse hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bei sich selbst: Du könntest dich ja wohl für ein Elen ansehen lassen. Und was that der Eitle, ein Elen zu scheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde, und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

29.

Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deßwegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

30.

Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeißes? — O, höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! sagte die Nachtigall; die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Hörest du sie nicht?

Ich höre sie freilich, versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist Schuld, daß ich sie höre.

Abhandlungen über die Äsopische Fabel.

I. Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Äsopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielt.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Äsopischen Fabel gründet, deren ich

in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheint, daß ich sie, auf gut Glück, bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Äsopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der ihrigen, gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieses die Ähnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte, als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur Ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur Eins; aber einen Löwen.“*) — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, ὁτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ᾽ ἀρετῃ, leuchtet sogleich in die Augen; und die Fabel

*) Fab. Aesop. 316. Edit. Hauptmannianae.

ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geschehenen, oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache, sprach ein höhnischer Reimer zu einem Dichter, in einem Jahre sieben Trauerspiele; aber du? In sieben Jahren Eins! Recht; nur Eins! versetzte der Dichter; aber eine Athalie!" — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt; denn sie besteht nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätigt finde.

Diese Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruht nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst; sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt seyn kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht;

der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, sieht hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn aber wird ebendieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menschen flieht!
Ein schwang'rer Berg beginnt zu kreißen,
Und wird jetzt, eh' man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen.
— — — — — — — — — —

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt;
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? er reimt,
Und will jetzt den Homer beschämen.
— — — — — — — — — —

Allein gebt Acht, was kommt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ungeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln: diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußstapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall

sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.*)

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun solle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hob seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab, und sprach zu dem Boten: Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verstand den stummen Befehl seines Vaters, und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten.**) — Hier ist eine allegorische Handlung; — hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre; aber ist hier eine Fabel?

---

*) La Fable est une instruction déguisée sous l'allegorie d'une action. (Discours sur la Fable.)

**) *Florus*, lib. I. cap. 7.

Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung den Sohn durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das sich nicht anders, als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel? *)

Aber wenn ebenderselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte: **) alsdann hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung seyn kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur Wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt seyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der

*) Fab. Aesop. 171.

**) Fab. Aesop. 297.

Fabel an sich selbst allegorisch sey? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quinctilian lehrt: Ἀλληγορια, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium.*) Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheint, sondern etwas Anderes. Die neueren Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas Anderes auf etwas anderes Ähnliches einzuschränken sey, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie seyn würde.**) Die letzteren Worte des Quinctilian, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider; aber es mag seyn.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheint, sondern etwas Ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch seyn soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheint, sondern nur etwas Ähnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern." Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir

---

*) *Quinctilianus*, lib. VIII. cap. 6.

**) Allegoria dicitur, quia ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει. Et istud ἀλλο restringi debet ad aliud simile; alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. (*Vossius* Inst. Orat. lib. III.)

eine Reihe von Ding:n gedenke, deren eins immer stärker ist, als das andere; die sich also, nach der Folge ihrer verschiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier, anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen, eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegen einander an Größe und Macht gestanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur Wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern Allen so faßlich, als möglich, machen. Ich falle auf die Thiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen, besonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf. — Wir kennen diese Thiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also:

er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs; den Fuchs des
Wolfes Zahn.*)

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen u. s. w. hier Ähnliches? Ähnliches! Gleicht hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärksten? oder ist jener hier der Starke, so wie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Ähnlichkeit habe. Ist dieser Windhund einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjekten der Fabel, und den allgemeinen Subjekten ihres Satzes keine Ähnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt

*) Von Hageborn, Fabeln und Erzählungen, erstes Buch, S. 77.

haben. Und das Nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädikaten erweisen.

Vielleicht aber meint jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Ähnlichkeit zwischen den bestimmten Subjekten oder Prädikaten der Fabel und den allgemeinen Subjekten oder Prädikaten des Satzes, sondern auf der Ähnlichkeit der Arten, wie ich ebendieselbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel, und jetzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen: so würde in allen Fabeln ebendieselbe Allegorie seyn, welches doch niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen, und sage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegorisch seyn.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie, wenn sie alsdann allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andere gehalten; zwischen zwei oder mehr Besonderen, die unter ebendemselben Allgemeinen

begriffen sind, ist die Ähnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, insofern sich aus beiden ebendieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre: diese Fabel, sage ich, ist insofern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus*) bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenser, rief er, die ihr so fest entschlossen seyd, euch an euren Feinden zu rächen; nehmt euch wohl in Acht, oder es wird euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen lassen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben,

*) Lib. IV. fab. 3.

wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um eure Freiheit gethan."*) — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser; der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer, und das Aufsitzen endlich nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache, gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieses: da die Fabel nur alsdann allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegenstelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehört das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müßiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen

---

*) *Aristoteles* Rhetor. lib. II. cap. 20.

will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes bloß allegorisch zu machen; und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläst in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen; und bläst in seinen heißen Brei, um seinen Brei zu kühlen. Was? sagt der Satyr; du bläst aus Einem Munde warm und kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben!"*) — Diese Fabel soll lehren, *ὅτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὡν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις*; die Freundschaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der erste, der es leugnet, und die Fabel für schlecht ausgiebt. Richer**) sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral sey weiter nichts, als eine Anspielung, und

*) Fab. Aesop. 126.

**) — contre la justesse de l'allegorie. — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. (Fables nouvelles, Préface, p. 10.)

gründe sich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darin, daß es weiter nichts, als eine Allegorie ist. Anstatt, daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheint, unter dem allgemeinen Subjekte des Lehrsatzes wirklich begriffen seyn sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruches schuldig machen; und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnt uns vor Leuten, die von ebenderselben Sache ja und nein sagen, die ebendasselbe Ding loben und tadeln; und die Fabel zeigt uns einen Mann, der seinen Athem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht, der auf ganz etwas Anderes jetzt seinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas Anderes ihn jetzt kalt bläst.

Endlich, was läßt sich nicht alles allegorisiren! Man nenne mir das abgeschmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mitknechte des Äsopus gelüstet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als es zur Nachfrage kommt, soll es der gute Äsop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinkt Äsop in großer Menge laues Wasser; und seine Mitknechte müssen ein Gleiches thun. Das laue Wasser hat seine Wirkung, und die Näscher sind entdeckt." — — Was lehrt uns

dieses Histörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel wird. Und doch machte jener persische Dichter*) einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch," spricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von diesem warmen und siedenden Wasser wird zu trinken geben: alsdann wird alles an den Tag kommen, was ihr mit so vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft dastehen!" — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielt, oder in den ein tiefsinniger Baco wohl gar eine transcendentale Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzählt: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um sie in

---

*) *Herbelot*, Bibl. Orient. p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hyprocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier sind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen, als eine einzige Ziege." — Hat Holberg eine Fabel erzählt? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzt selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege."*) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt, als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen, sich einfallen läßt.

Richer.

Richer ist ein anderer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzählt, als de la Motte; in Ansehung der Erfindung aber weit unter ihm steht. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte.**)

---

*) Moralische Fabeln des Baron von Holberg, S. 103.

**) La Fable est un petit Poëme, qui contient un précepte caché sous une image allegorique. (Fables nouvelles, Preface p. 9.)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiktion setzt, so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennt. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Sylbenmaaß als nothwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet, so kann ich seiner Meinung nicht seyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Précepte) — Dieses Wort ist nichts bestimmter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel aber steht einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier sogar noch schlechter, als Lehre; weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze versteht, die unmittelbar auf die Bestimmung unsres Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein großer Theil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschieht, unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorschrift? und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus.*) Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel seyn, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — über das Allegorische habe ich mich bereits erklärt. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um von de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und ebendemselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser durstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Über-

*) Lib. I. Fab. 15.

flusse darben. Aber ist dieses Bild deßwegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema, würde eine Fabel seyn, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern; wenn sie, mit Einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruht auf der Übereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

---

*) Lib. V. Fab. 8.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz besteht, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlüpften durch das Netz durch, und gelangten glücklich wieder ins Wasser.“ — Diese Erzählung befindet sich unter den Äsopischen Fabeln;*) aber sie ist keine Fabel, wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Faktum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Faktum, dieses Zurückbleiben der größeren und dieses Durch-

*) Fab. Aesop. 126.

schlüpfen der kleinen Fische auch mit noch so viel anderen Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein, und nicht in den anderen Umständen zugleich mit, der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwekken sie deren mehrere, liegt mehr als Ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel: so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm,
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen; aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu; eine

Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden; da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen, noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer, als dieser seyn: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch nothwendig haben soll? Zur Noth könnte zwar dieses einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbotes dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdann die übrigen Theile der Erzählung zu diesem Bilde bei? Zu diesem gar nichts; sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden, und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen sollte, nicht besser zu reißen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen ließen. Denn er schließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.

Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders, als ihr Erfinder, es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an Einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Histörchen für eine Fabel *) verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel. **) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnt; und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel, eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la

---

*) *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 11.

**) Der Kritischen Dichtkunst ersten Bandes siebenter Abschnitt, S. 194.

Motte! Und der ein wenig gewässerte, könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere wichtige Anmerkung auf ihn verspart. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) seyn. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlt, hätte durch ein anderes Wort, als durch das ganz widersprechende versteckt, ausgedrückt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur: verkleidet (déguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führt. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzelnen Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den

andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trockenen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen seyn, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften schnellen Überzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen spekulativen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war!*) — Was Breitinger

*) Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon von der Fabel gelehrt hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu

aber damals unterlassen, das ist mir, jetzt nachzuholen, nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauende Erkenntniß, gleich vom Anfange als solcher Wörter habe bedienen dürfen, mit welchen nur Wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurz weg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.*) Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man sieht sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich da-

---

haben scheint. *Wolfii* Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302—323. Dieser Theil erschien 1734, und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

*) Principes de Litterature, Tome II. Partie I., p. V. L'Apologue est le récit d'une action allegorique etc.

her nicht wiederholen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung," sagt Batteux, „ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschieht. — Die Handlung setzt, außer dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus, und kommt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Äsopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpften mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln, und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab, und zerfleischt ihn."*) — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte, und freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönt die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölz; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er

---

*) Fab. Aesop. 145.

wird erreicht."*) — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne Nachtheil derselben, weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung; denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilt falsch, und lernt gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilt hat. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißt, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen

*) Fab. Aesop. 181.

wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ist; vielleicht, weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe seyn. Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahirt zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paßt, paßt auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er, mehr als einmal, une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennt. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschieht. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur seyn kann. Allein sie ist nicht deßwegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschieht; sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völ-

liges Genüge thut. Die Moral ist:*) οἷς προθεσις ἀδικειν, παρ' αὐτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrükken, der wird es zwar μεθ' εὐλογου αἰτιας zu thun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand wählen, aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor anderen vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix); und folglich muß auch in der Fabel etwas seyn, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschieht. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel, welches sie nicht seyn würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und stellt sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral, die aus dieser Fabel fließe, sey: que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! wie falsch! Wenn sie weiter nichts, als dieses lehren sollte, so hätte wahr-

---

*) Fab. Aesop. 230.

lich der Dichter die fictae causae des Wolfes sehr vergebens, sehr für die lange Weile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit Einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, nothwendig; aber thun es deßwegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri,

nicht werth, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze **unmittelbar** eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folgt: so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß seyn, ist

nicht immer ein Glück!" — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich seyn. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibt, indem die kleineren glücklich durch das Netz durchschlüpfen, ist, in mehr als einer Betrachtung, ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß seyn nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden; es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben so viele ihr Unglück, als ihr Glück erkennen. Er soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen seyn müssen. Nicht das groß seyn, sondern die eitle Begierde, groß zu werden (κενοδοξίαν) sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,*) der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deßwegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeizige

*) Fab. Aesop. 143. *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 5.

Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites;

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten:

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus,
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu."

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eitlen Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu seinem Gegenstande gewählt; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe, ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Überhaupt hat Batteux die Handlung der Äsopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letzteren muß, außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische

Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzt, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter Eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unseren Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denkt im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldigt den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die That. Der Affe soll Richter seyn. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urtheil:*)

*) *Phaedrus*, Lib. I. Fab. 10.

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas."

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheile des Affen liegt die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraussieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorn angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erscheint. Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch besser, als gar nicht leben ist. Nun, was soll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen."*) — Der Fabulist ist glücklich, und zu unserm Vergnügen, an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das

*) Fab. Aesop. 20.

Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es: dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht seyn, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sey. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Dieser einzelne Fall wird allezeit das seyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter versteht, wird er nur dann und wann seyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen seyn, die durch die Absicht, die der Fabulist

damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht; desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen seyn müssen, versteht sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht

versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich, nicht bloß einige Ähnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles:*) „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es seyn sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte.“ — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben jetzt äußernde; der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euren Magistrat durch das Loos ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc.“ Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet;

*) *Aristotelis* Rhetor. Lib. II. cap. 20.

und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so vielen zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Äsopischen Fabeln des Planudes liest man auch Folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Thier, das meistens im Wasser wohnt, und dessen Geilen in der Medizin von großem Nutzen sind. Wenn nun dieses Thier von den Menschen verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann; was thut es? Es beißt sich selbst die Geilen ab, und wirft sie seinen Verfolgern zu; denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen nachstellt, und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann." *) — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sey, werden sich vielleicht die meisten bedenken, und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte: würde man

*) Fab. Aesop. 33.

vielleicht mit dem Verfasser der Kritischen Briefe*) sagen. Aber gleichwohl würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Überlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινωσκων οὑ χαριν διωκεται). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deßwegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt. Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzelnen, dem Individuum zu; und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität denken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdann wäre es eine Fabel geworden. — Ein anderes Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächst."**) Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem

*) Kritische Briefe. Zürich 1746. S. 168.

**) Fab. Aesop. 268.

Individuum gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen.*) „Eine Äffin, erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine war sie närrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einsmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber, und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um das sie sich im geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich davon." — Hier ist alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind, als die Gitter des Netzes, durchschlüpfen und die größeren hangen bleiben. Für sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

*) In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptirt hat, die 187ste.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das seyn, was wir in dem strengsten Verstande einen einzelnen Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist für sich selbst klar. Die symbolische entlehnt ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existirt nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern, müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, insofern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der näheren und mehreren Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines, und

hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich seyn kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, außer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, besteht eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deßwegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Überzeugung mit sich führt, als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheint diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich seyn, seine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu

übersehen.*) Erst von seiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ' ειδη δυο ἐστιν*, sagt er; *ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος ειδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη· ἑν δε λογοι· οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι.* Die Eintheilung überhaupt ist richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὥσπερ εἴ τις* ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermangelung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermangelung auch nur ein bloß mög-

*) *Aristotelis* Rhetor. lib. II. cap. 20.

liches Ding zu erdichten; soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir unsere Erdichtung auch von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kommt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempel, und sagt: *Εἰσι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι· και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ρᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμοτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deßwegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders, als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deßwegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so ge-

schehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben so wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Überzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja, noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billigt:

Ταχ' ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ' εἰναι λεγοι·
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα·

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (*ἐπι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich sey; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Überzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre rc.

Und nunmehr glaube ich, meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam vorbereitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen,

und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung eben so richtig, als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die

Kohlen! — Warum, möchten wir gern wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Überhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der Einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Äsopus, sagt er, die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht seyn, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehn mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare, eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führt, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen, und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung besteht aus zwei wesentlichen Hauptumständen, dem Um-

stande der Person und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkommt, besteht vornehmlich in dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Ungewohntes und Seltenes sind; dahingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben: so sah man sich gemüßigt, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen, bei aller ihrer Verschiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu seyn glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc. in die Erzählung einzuführen; vornehm-

lich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsere Lehrer abzugeben &c." —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sey, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders, als ein lehrreiches Wunderbare sey. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier versprochenermaßen untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem auf einmal über den Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung seyn? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehört zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr

jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem φασι, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetoren nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταις αἰτιατικαις) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen*) hierauf kommt, führt eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billigt, und es zwar deßwegen für rathsamer erklärt, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere. (ἱνα παραμυθησονται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν.) War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie nothwendig weit davon entfernt seyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen, oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als Einem Orte, sey der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern

*) Nach der Ausgabe des Camerarius, S. 28.

auch in Ansehung unserer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkommt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er liest es endlich mit eben so wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe; aber nicht unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und für sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen, und soll nichts weniger als wunderbar seyn. — Wenn ich in der Schrift lese:*) „Da

*) 1. B. Mos. XXII. 28.

that der Herr der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam rc.;" so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Äsopus lese:*) φασιν, ότε φωνεεντα ἠν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν· „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben;" so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannten Bestandtheile der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe; wird sie sich deßwegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte,

*) Fab. Aesop. 316.

um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und anderen Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweitere man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das Eine zu dem Andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen ebendasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individuen auftreiben kann, die sich durch ihre bloßen Benennungen in unserer Einbildungskraft schildern, so ist es ihm er-

laubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verliert schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individuen, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellt. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten,*) und sagte: Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiederte: mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte dieser, weil sie deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld; war die Antwort. — Nun so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen. — O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen. Gottloser! zürnte der Priester; du lästerst! und riß das Lamm aus seinem Schooße ꝛc." — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel

*) 2. B. Sam. XII.

noch weniger verloren hat, so kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit leider noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne.*) Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Kritischen Briefe ist mit Breitinger einerlei Meinung, und sagt unter andern in der erdichteten Person des Hermann Axel:**) „Die Fabel bekommt durch diese sonderbaren Personen ein wunderliches Ansehn. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust, davon zu essen, mächtig reizten. Er bemühte sich lange, auf denselben hinauf zu klimmen; aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging,

*) Fab. Aesop. 6.

**) Seite 166.

sagte er: Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse; sie sind doch noch nicht zeitig genug. Aber dieses Geschichtchen reizt nicht stark genug; es ist zu platt ꝛc." — Ich gestehe es Hermann Axeln zu, das Geschichtchen ist sehr platt, und verdient nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deßwegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erweckt. „Ein Mensch!" Das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabulist weiß nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdann würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Thieres so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr, als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kommt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelikan sein Blut für seine Jungen vergieße.“*) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studiren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth, gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der sie uns, es sey durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individuen, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche, und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deßwegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringeren Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen

---

*) Man sehe die kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

könnten, will mir nicht einleuchten. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher, als die beste Fabel, z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein Großes vermehren, welches alsdann kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre, als der erdichtete einzelne Fall, beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel Statt findet, so kann er die Ursache nicht seyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und anderen geringeren Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Er=

kenntniß mehr, als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem *Wolfe* und *Lamme*, wie sie oben in die Fabel von dem *Priester* und dem *armen Manne des Propheten* verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kommt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier eben so klar seyn könnte, als sie dort ist?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiedenen Anwendung ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und ebendemselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als Einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiedenen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzelnen Falle des Gegentheils zur Intuition brin-

gen, würde man vielleicht **indirekte** Fabeln, so wie die anderen **direkte** Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphilosophischen Eintheilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt: von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Eintheilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius ist ohne Zweifel der älteste Scribent, der ihrer erwähnt. *Του δε μυθου*, sagt er in seinen Vorübungen, *το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον το δε μικτον. Και λογικον μεν, ἐν ᾧτι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται· ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον· μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln: die **vernünftige**, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die **sittliche**, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführt werden; die **vermischte**, in welcher sowohl unvernünftige, als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Hauptfehler dieser Eintheilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? **Aphthonius**

hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dessenungeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft seyn, als diese Eintheilung? Öffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben so wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft, und alles, was ihnen ähnlich sieht, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unseren Organen haben, Geist und Seele zu geben."*) — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedient. Da

*) Nach der Ramlerschen Übersetzung, S. 244.

dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft mehr ekeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen seyn, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die Äsopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht ohne sie bestehen. „Die Äsopische Fabel, sagt er, ist, eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivetät ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander; aber wohl die Fliege und die Ameise etc." — Freilich, diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höheren poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden seyn. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog sich, um den kritischen Anfällen deßwegen weniger ausgesetzt zu seyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen

Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolf*) hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meint er, klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige, als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sey eine jede Fabel insofern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten sey erfunden worden; und vernünftig insofern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sey, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurtheilt werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem

*) Philosoph. practicae universalis Pars post. §. 303.

suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der Aphthonianischen Eintheilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsichtig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehn einer richtigen philosophischen Eintheilung bekommt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten, sagt er, so legen wir entweder den Subjekten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädikate bei, als ihnen zukommen; oder wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen, als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also beruht die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjekte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädikate, die von diesen Subjekten gesagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel seyn; so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel seyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel seyn, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmt; wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil

nicht das Geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehreren; z. E. der Vogelsteller und die Schlange;*) der Hund und der Koch;**) der Hund und der Gärtner;†) der Schäfer und der Wolf;††) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Eintheilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logikalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker seyn, ohne ein Mann von Geschmack zu seyn; und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjekten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädikate, beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen kann einen übeln Verstand

*) Fab. Aesop. 32.

**) Fab. Aesop. 34.

†) Fab. Aesop. 67.

††) Fab. Aesop. 71.

machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Naturen der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführt? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kommt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Überschwemmung der abgeschmacktesten Mährchen drohenden Folgerungen vorzubauen.

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt, und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruht. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit

fähig; wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu seyn erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabel, oder die Prädikate dieser Subjekte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren; oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirenden Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu anderen Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange, besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjekte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen; und diese, worin nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabeln, der Blinde und der Lahme; die zwei kämpfenden Hähne; der Vogelsteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, sind lauter vernünftige Fabeln, obschon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolf zu reden, es wird den Subjekten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter;*) Herkules und Plutus;**) die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmenden Götter;***) kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus anderen erdichteten Wesen, dem Phönix z. E., bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch-sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existiren oder existirt haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm;†) der Fuchs und der Storch;††) die Natter und die Feile;†††) die Bäume und der Dorn-

*) Fab. Aesop. 287.

**) *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 11.

***) *Phaedrus*, Lib. III. Fab. 15.

†) *Phaedrus*, Lib. I. Fab. 1.

††) *Phaedrus*, Lib. I. Fab. 25.

†††) *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 7.

strauch;*) der Ölbaum und das Rohr rc.**) sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch-sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöht, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eins muß ich hierbei erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Thiere und andere geringere Geschöpfe einschränke; der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen, und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch-sittliche Fabel seyn; denn die Gabe zu prophezeihen, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhetern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine Äsopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammenstürzte und sie unter den Ruinen begrübe: so würde keine andere, als eine hyperphysisch-sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen der vernünftigen und sittlichen Fabeln entsteht auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen, möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei seyn: die

*) Fab. Aesop. 313.

**) Fab. Aesop. 143.

vernünftig-mythische Fabel, als: Herkules und der Kärner;*) der arme Mann und der Tod;**) die vernünftig-hyperphysische Fabel, als: der Holzschläger und der Fuchs;***) der Jäger und der Löwe;†) und endlich die hyperphysisch-mythische Fabel, als: Jupiter und das Kameel;††) Jupiter und die Schlange ꝛc.†††)

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bliebe, welches bei allen anderen Eintheilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitingersche Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob Er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größtentheils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, sagt er, hat seine verschiedenen Grade. —

*) Fab. Aesop. 336.

**) Fab. Aesop. 20.

***) Fab. Aesop. 127.

†) Fab. Aesop. 280.

††) Fab. Aesop. 197.

†††) Fab. Aesop. 189.

Der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführt werden. — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche, oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benannt werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert sich in derjenigen Klasse der Fabeln, in welchen ganz andere, als menschliche Personen aufgeführt werden. — Diese sind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten; — oder sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang, als die Menschen, als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrscht, werden sie deßwegen nicht unfüglich wunderbare, und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder thierische Fabeln genannt." — Und die Fabel von den zwei Töpfen? die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch thierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihres Gleichen eigene Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitingerschen Eintheilung oft zweifelhaft seyn kann, zu

welcher Klasse man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel von dem Gärtner und seinem Hunde, oder die noch bekanntere, von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so, wie sie Phädrus erzählt, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkommt. Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln, rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht, als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Klasse anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln bezieht, und die ich zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und anderer niedrigeren Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie

denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessenwillen er sie seiner Absicht bequemer fand, als alle andere Individuen. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein anderes Individuum von einem andern oder gar ohne Charakter eben so gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modifikationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruht. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viele Sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der Kritischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Axel sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, in einer Verknüpfung stehen, und zu einem Endzwecke von weitem angeordnet sind. Denn dazu gehört eine Stärke

der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr Instinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von sich, die sich nicht lange empor halten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Thierpersonen ganz kurz, und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in mehr als Einem Lichte vorzustellen; ja der Fabulist muß zufrieden seyn, wenn er nur Einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende Idee des Pater Bossue, daß die Äsopische Fabel sich in dieselbe Länge, wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sey denn, daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in possierlichen Gedichten angeht, wo man die Thiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführt, und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt rc." — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß, und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossue nichts taugt. Die Äsopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnt, hört auf eine Äsopische Fabel zu seyn; aber nicht deßwegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von

Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deßwegen, weil die Thiere alsdann zu viel Menschliches haben würden: sondern deßwegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnt und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder seine Theile allzuweit aus einander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehört für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der

Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der Äsopischen Fabel die wahre Ursache nicht sey, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thierische Fabel, sondern auch jede andere Äsopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen besteht, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich eben so wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viele sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegensetzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weitem her zu einem Endzwecke anwenden sieht! Z. E. der Adler und der Käfer;*) der Adler, die Katze und das Schwein rc.**)

Unterdessen, dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man dessenungeachtet eine Äsopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetzt berührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reinicke Fuchs aussehen, wenn ihm der

*) Fab. Aesop. 2.

**) *Phaedrus*, Lib. II. Fab. 4.

Name eines Äsopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Für's erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; für's zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Haupttheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte; für's dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein besonderes Ganze, eine für sich bestehende Fabel seyn können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen bestände. Es müßte, um alles zusammen zu nehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelnen Begriffe aufgelöst werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besonderen Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinicke Fuchs von diesen Requisitis! Am Besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt die Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten Böſewicht nicht auf das Äußerste bringen, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch seyn mag, benehmen.“ Dieses Äußerste, die Benehmung aller Mittel,

zerstückte ich; machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfes daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Thiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein Anderer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabel.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Äsopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Äsopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äußersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache, und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakterisirt ihn de la Motte; und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine

allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringt mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Äsopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten; und wo er davon abgekommen ist, scheint ihn das Sylbenmaaß und der poetischere Styl, in welchen uns auch das allersimpelste Sylbenmaaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer, wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sey; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte*) mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präcision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen, ihn seine Sprache zum Theil verhindert hätte; und bloß deßwegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er

*) In der Vorrede zu seinen Fabeln.

geglaubt, qu'il falloit en recompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait." Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestutzt habe, soll weiter nichts, als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten seyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen. Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publikum aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders seyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,*) meinte sogar, la Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide.

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe ich

*) Fontenelle.

um so viel eher wagen dürfen, da Quinctilian lehrt, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quinctilian sagt." — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quinctilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto;*) und dieses muß die Stelle seyn, worauf sich la Fontaine stützt. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung, so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache,**) zu ertheilen befiehlt, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quinctilian redet von der Erzählung des Factums in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, zieht la Fontaine wider die ausdrückliche Rede der Alten auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie seyn! — und setzt hinzu: *ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἶναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον*

---

*) *Quinctilian.* Inst. Orat. Lib. IV, cap. 2.

**) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem*, ibidem.

τε και σαφη· Die Erzählung der Fabel soll noch planer seyn, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierathen und Figuren mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden seyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quinctilian gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigenen Autoren mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manières, il étoit admirateur des Anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté*, dit-il, *est l'ame de la Fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.**) Man kann nichts verstümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sey, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quinctilian, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgends bei ihm findet.

---

*) Discours sur la Fable, p. 17.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die Äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten die Lehrer der Redekunst sie in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muß man das, was man von der Äsopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Überzeugung anzupreisen; und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kommt, wo ihm jene *ἑρμηνεια ἀκατασκευος* der Fabel so oft

empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierathen liest, deren die Erzählung der Fabel fähig seyn soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bei den Neueren ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz seyn, als möglich. Alle Zierathen aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer seyn können; folglich streiten alle Zierathen, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere, damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzuviel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierathen bestehen Erstlich in Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Örter, der Personen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

Un vieux renard, mais des plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant son renard d'une lieue etc.

Der **Fabulist** brauchte **Fuchs**, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der **Poet** will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keiner Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zusammen genommen erkennen sollen. Viel weniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe, oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze theilt. — Aber **Batteux**, was sagt der? „Der zweite Zierath, sagt er, besteht in den Gedanken; nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen, und sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden."

Nicht minder widersinnig ist sein **dritter Zierath**, die Allusion. — Doch wer streitet denn mit

mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zierathen solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur Belustigung gemacht werden.“ Und für eine solche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmuthig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen seinen Nachahmern wie meinem Manne mit dem Bogen;*) der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sey; er ließ Zierathen darauf schnitzen; und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zierathen auf einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann so wie zuvor damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen, und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle sammt ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem Äsopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch Er nunmehr zu dem Äsopus, so wie ihn la Fontaine

*) S. die erste Fabel des dritten Buchs.

verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger, wie Plato, sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich seyn wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich meistens zu meiner eigenen Erbauung gern in besonderen Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht belustige, so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustigt werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abstemius eben sowohl, als die alten Fabeln des Äsopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählt, wenn sie sich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also bitte ich für jetzt mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden

war, mußte ich darum auf das andere Extrem verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstraße des Phädrus, und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln, wer wird die lesen wollen! — Diesen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im Voraus darauf antworten? Zweierlei. Erstlich; was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag seyn, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche es will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von Einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein mein. Ich habe die Versifikation nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Sylbenmaaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur gestehen; ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als, „daß er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht

deutlich genug aus der Allegorie entspringe." Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite ist unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen; sondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht. Wie viele Beweise will man? z. E.

Lib. I. Fab. 4.

Canis per flumen carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: *κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: *κρεας ἁρπασα τις κυων παρ' αὐτην διῃει την ὀχθην*; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Lib. I. Fab. 5.

Vacca et capella, et patiens ovis injuriae,
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*Ὀναγρος*). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staates bei Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehört mir, *βασιλευς γαρ ειμι*; das zweite Theil gehört mir auch, *ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil *κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.*

Lib. I. Fab. 11.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

— — — — — — — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuch; der Esel schreiet; die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall seyn? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Lib. IV. Fab. 9.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigenen Fehler nicht sehen, und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die besseren Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlechtweg: *Αν-*

θρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει; oder δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου u. s. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehört in die allgemeine praktische Philosophie: und würde ich mehr davon sagen können, als Wolf gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt sprechen, den die alten Rhetoren in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen, indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen ꝛc. Diese Übung kann nicht anders, als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte eben so geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren, als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so

sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am Besten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnt, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kommt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber sehen läßt; den man lehrt, sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herabzulassen: Der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Übungen nun, die diesem allgemeinen Plane zufolge angestellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung Äsopischer Fabeln eine von denen seyn, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste seyn muß. Dieses Mittel ist das **Principium der Reduktion**,

und es ist am Besten, den Philosophen selbst davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum, non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus. *)

Doch dieses Principium der Reduktion hat seine

---

*) Philosophiae practicae universalis pars posterior, §. 310.

großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduktion geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Klasse allen Verlesungen zum Grunde zu legen.*) Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Thiere und anderer geringeren Geschöpfe, sondern auf die Äsopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müssen mehr finden, als erfinden lassen; und die allmäligen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere

*) Briefe, die neueste Litteratur betreffend, Th. I. S. 58.

aufmerksam seyn, und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kommt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Ähnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe, und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne."*) Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: *Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν* — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen seyn! (S. oben Buch II. Fab. 8.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (S. oben Buch II. Fab. 7.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führt, als Äsopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt

---

*) Kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

weiter. Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος. Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechteres, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. oben Buch II. Fab. 6.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. oben Buch II. Fab. 15.) Wie, wenn der Mann die erfrorene Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. oben Buch II. Fab. 3.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. oben Buch II. Fab. 4.) Herkules wird in

den Himmel aufgenommen, und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen seyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. oben Buch II. Fab. 2.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend seyn zu lassen. Jupiter antwortete: *τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον.* Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten, und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. oben Buch II. Fab. 10.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Versuche zu schreiben.

Zur Geschichte der Äsopischen Fabel.

Ich habe ehedem an einer vollständigen Geschichte der Äsopischen Fabel gearbeitet, und in dieser Absicht Dinge zusammengetragen, deren Menge selbst mich nunmehr von der Ausführung abschreckt.

Damit indeß mein Fleiß nicht ganz vergebens angewendet worden, so will ich hier das Beste davon mittheilen. Ich nenne aber das Beste, das Unbekannteste: und nächstdem das, was mehr als bloße Kompilation ist, indem es zur Berichtigung irriger Nachrichten dient, mit welchen man sich bisher begnügen müssen.

Besonders werde ich dabei auf das sehen, was Gellert und Christ für würdig geschätzt haben, daß es der Vergessenheit nicht gänzlich überlassen werde.

Gellert geflissentlich in seiner Dissertation de Poësi apologorum eorumque scriptoribus von 1744, und in seiner Nachricht von alten deutschen Fabeln, dem ersten Theile seiner Fabeln 1746 vorgesetzt.

Christ beiläufig in seiner akademischen Schrift de Phaedro ejusque fabulis, ebenfalls von 1746, aber nach jener Nachricht.

Und um einen Faden zu haben, an welchen ich wenigstens reihen kann, was ich nach seinem Werthe nicht zu ordnen weiß, will ich der chronologischen Ordnung folgen, nicht in welcher die Fabeldichter gelebt haben, sondern in welcher ihre Werke im Drucke erschienen sind. Dieses wird bei den neuen auf das Nämliche hinauskommen, und bei den alten wird es das Bequemere seyn.

Einen kleinen Anlauf will ich jedoch von den Zeiten nehmen, in welchen in dem einzigen Italien die Wissenschaften wiederum zu blühen anfingen, und in den übrigen europäischen Ländern noch Unwissenheit und Barbarei herrschte.

So sehr hatten Unwissenheit und Barbarei aber nie geherrscht, daß — — — — —*)

Hier sind die ersten Linien einer Geschichte der Äsopischen Fabeln; demjenigen vielleicht nicht unwillkommen, der es mit einem Blicke übersehen will, wie und von wem dieses Feld angebauet worden.

Jotham.

Seine Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählen. Buch der Richter IX, 8.

Nathan.

Seine Fabel vom geraubten Schafe.

*) Hier bricht die Einleitung ab. Das Folgende sind bloß, wie man sehen wird, Materialien zu einer Geschichte der Äsopischen Fabel.

Hesiodus.

Quinctil. Orat. Lib. V. c. 11.

Aesopus.

Aus des Aristophanes οὐδ' Αἴσωπον πεπάτηκας (in avibus v. 387.) ist mehr nicht zu schließen, als daß eine Sammlung seiner Fabeln vorhanden gewesen; nicht aber, daß er sie selbst geschrieben. Das Zeugniß des Phäder und des Aphthonius beweisen dieses noch nicht.

Fabeln, die nach dem Zeugnisse der Alten gewiß von ihm sind:

1) der Igel, der dem Fuchse die Fliegen verjagen will. Aristoteles.
2) Der Adler und der Käfer. Plutarch.
3) Cassita. Gellius.

Myro Rhodia.

Fabulas scripsisse perhibetur a Suida.

Locmann.

Am wahrscheinlichsten ist, was Herbelot sagt, S. 518. a.

Pilpay.

Gellert's Irrthum, S. 31, als ob Sandaber's Fabeln andere wären, als des Pilpay. Es ist der nämliche Mann, der in der persischen Sprache Pilpay, und in der hebräischen Sandaber heißt.

Der französische Übersetzer des Pilpay hat Gellert verführt. S. dessen Avertissement, welcher noch dazu setzt, daß aus den Fabeln des Sandaber die Franzosen ihren Roman von den sieben Weisen gemacht.

Pilpay oder Bidpay war ein Bramine, und schrieb sein Werk für einen König von Indien, Namens Dobschelim. Herbelot, S. 456.

Socrates.

Daß Sokrates einige in Verse gebracht, beweist wenigstens, daß die damals vorhandene Sammlung in Prosa gewesen. *Plutarchus* de audiendis Poëtis, c. 6. *Suidas* in voce Socrates.

Has pro exemplo fabulas et Socrates divinis operibus indidit, sagt Avianus in seiner Präfation; welches aber wohl mehr von den Fabeln zu verstehen seyn muß, die Plato seinen Gesprächen eingeflochten.

Demetrius Phalereus.

Welcher nach dem Laërtius (Lib. V. Sect. 80.) λογων Αἰσωπειων συναγωγας hinterlassen haben soll.

Babrias oder Babrius,

von dem Avianus sagt: quas (fabulas) graecis jambis *Babrius* repetens in duo volumina coarctavit.

Cannegieter meint, daß Babrias und Babrius zwei verschiedene Fabeldichter gewesen, in seinen Anmerkungen zur Präfation, S. 8.

Suidas sagt ausdrücklich, daß er seine Fabeln aus dem Äsopus genommen, und in Verse gebracht, choriambische nämlich. Seine Sammlung bestand aus zehn Büchern.

Stelle des Seneca:

logos Aesopos, intentatum Romanis opus, in seiner Consol. ad Polyb. c. 27.

Phaedrus.

Phaedrus partem aliquam quinque in libellos resolvit, sagt Avianus.

Vielleicht gedenkt auch seiner Martial, III. 20.

*) Erstes Buch. Erste Fabel.

v. 4. Iurgii causam intulit; die Ursache aber, warum der Wolf dieses that, ist im Griechischen sehr wohl ausgedrückt, weil er das Schaf wollte μεθ' εὐλογου αἰτιας καταθοινησασθαι. Fontaine ist noch plumper zu Werke gegangen; denn ohne zu sagen, daß der Wolf eine Gelegenheit zum

*) Der erste Herausgeber, bekanntlich Lessing's Bruder, bemerkte zu diesen Anmerkungen seines Bruders über die ersten neunzehn Fabeln des Phäder, daß er keinen schicklichern Ort gewußt, sie anzubringen, als hier. Auch der neue Herausgeber hat keine Veranlassung gefunden, diesen Anmerkungen einen andern Platz anzuweisen.

Zwecke vom Zaune brechen wollen, damit er am Ende das Schaf mit gutem Fuge zerrissen zu haben, scheinen möge, läßt er ihn auf einmal losbrechen:

Qui te rend si hardi etc.

v. 1. 2. Ad rivum eundem lupus et agnus venerat, siti compulsi — —

Das mußte sich wunderbar schicken, daß beide zu gleicher Zeit durstete, und beide an einem Flusse ihren Durst zu löschen kamen! und warum dieses Wunderbare? Der Grieche sagt viel natürlicher: *Λυκος θεασαμενος ἀρνα ἀπο τινος ποταμου πινοντα.* Denn wozu muß auch der Wolf durstig seyn?

v. 7. Qui possum, quaeso, facere quod quereris,
Lupe, a te decurrit ad meos haustus liquor.

Der Grieche läßt vor dieser Entschuldigung noch ein oder vorhergehen; denn das Schaf sagt: *τοις ἀκροις χειλεσι πινειν*, es berühre das Wasser ja nur mit den äußersten Lippen; und alsdann fährt es erst fort: *και ἀλλως οὐ δυνατον, αὐτου ἑστωτος κατω.* Und ist es nicht auch sehr natürlich, daß dem Schafe jene Entschuldigung zuerst einfallen mußte?

v. 9. Repulsus ille veritatis viribus.

Das ist zu gut für den Wolf. Was geht den Wolf die Wahrheit an? Er will das Schaf bloß in die Verlegenheit setzen, daß es nichts zu antworten weiß. Der Grieche sagt daher viel schöner: *ὁ λυκος ἀποτυχων ταυτης της αἰτιας*, da er mit diesem Vorwande nicht fortkam.

Zweite Fabel.

Die Fabel an sich ist gut erzählt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, ist nichts weniger, als passend. Die Frösche wollten durchaus einen König haben; das wollten die Athenienser nicht. Die Frösche klagten, als sie das Klotz zum Könige bekommen hatten, nicht daß sie einen König bekommen hatten, sondern, daß sie einen so unwirksamen, unthätigen König erhalten hätten rc.

Im Griechischen ist die Gelegenheit nicht, bei welcher sie Äsopus soll erzählt haben; und auch Fontaine hat sie weggelassen. Aber welcher läppische Einfall von dem letztern, dem Klotz eine Schulter, ein Gesicht zu geben!

Sans oser de long-tems regarder au visage
Celui — — — — —
Jusqu'à sauter sur l'épaule du Roi.

Nach der Applikation des Phäder liegt in dieser Fabel weiter nichts, als das minimum de malis, welches Tanaquill Faber auch zur Aufschrift gemacht hat. In der griechischen Fabel hingegen liegen zwei weit größere und kühne Wahrheiten: 1) die Thorheit überhaupt,*) einen König zu haben; 2) die Thorheit, nicht mit einem schläfrigen, unthä-

*) Der Grieche nennt es την ευηθειαν, eine ehrliche Dummheit, eine gutmeinende Einfalt.

tigen König zufrieden zu seyn; einen großen anschlägischen Kopf auf den Thron zu wünschen. *)

Dritte Fabel.

Die Gelegenheit, bei welcher es der Krähe eingekommen, sich mit fremden Federn zu schmükken, ist in dem Griechischen wohl ersonnen. Aphthonius aber hat diese Fabel unter allen am besten erzählt:

Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem, ut disceptaretur haec controversia, omnes iverunt volucres: ac Mercurio quidem diem praefiniente fluviosque et lucus omnes petiere, deformibusque pennis abjectis, elegantiores nititabant. At cum e natura decoris nihil haberet graculus, quae reliquis exciderant, inde se ille exornavit. Sola tamen noctua, cum nosset id, quod suum erat, a graculo auferebat, ac ut reliquae idem facerent, persuasit. His autem ab omnibus ita exutus graculus nudus omnium venit ad judicium Jovis.

Vierte Fabel.

v. 2. Canis per flumen, carnem dum ferret *natans*
Lympharum in speculo.

---

*) Ἀναξιοπαθουντες τοιουτον ἐχειν βασιλεα, sie hielten es sich für eine Schande, für etwas, das mit ihrer Ehre stritte, einen solchen König zu haben. Von Pisistrato siehe *Just.* 2. c. 6.

Dieses natans ist sehr abgeschmackt, 1) weil durch das Schwimmen das Wasser nothwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr seyn kann; 2) weil der Hund nur seinem Stücke Fleisch, welches er fallen ließ, hätte nachschwimmen dürfen, um es wieder zu bekommen.

Die griechische Fabel sagt bloß *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*, d. i. er ging über den Fluß. Wer heißt es aber den Übersetzern, dies durch *nando* fluvium trajiciebat zu geben? Aphthonius, der diese Fabel gleichfalls erzählt, sagt: *Κρεας ἁρπασας τις κυων παρ' αὐτην διηει την ὀχθην του ποταμου*, d. i. er ging an (neben) dem Ufer des Flusses. Christ, dessen Kritik sich über die Worte nicht erstreckte, hat diesen fehlerhaften Umstand beibehalten.

Viator amnem fors natatu transiens
Ferebat exta rapta dentibus carnis.

Fontaine aber hat ihn verbessert. Er läßt den Hund vom Ufer herabspringen, und noch dazu den Fluß auf einmal ungestüm werden, daß er nur mit Mühe und Noth wieder an das Land kommen konnte. Aber wie schleppend und nichtssagend ist er sonst.

Chacun se trompe ici bas.
On voit courir après l'ombre
Tant de fous qu'on n'en sait pas
La plus part du tems le nombre.

Warum la plus part du tems? man weiß die Anzahl dieser Narren niemals.

Tale exemplum, sagt *Hoogstratanus* in seinen Anmerkungen, videri potest in Perdicca, duas simul uxores quaerente, unde neutram obtinuit. Adi Justinum l. 13. c. 6. Et vide, quid idem refert de Demetrio, Syriae rege. Huc quoque pertinet fabula de Camelo, qui cornua affectans, etiam aures perdidit. Sed et Cures (ut ad historiam revertamur), Pacinacorum Princeps, Moscorum ducem Stoslaum insidiis exceptum interfecit, et ex cranio ejus poculum fieri curavit, cui haec verba inscripta fuere: *Quaerendo aliena, propria amisit.* Vid. et *Camerar.* fab. 171. et *Faernum*, edit. Amst. p. 105.

Fünfte Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Löwe — welch eine Gesellschaft! und wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und noch gar zur Jagd!

Im Griechischen ist diese Fabel vortrefflicher; und zwar zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*Ὀναγρος*); die Theilung ist besonders sinnreich. Nachdem sie nämlich einige Thiere gefangen, so macht der Löwe drei Theile. Das erste Theil, sagt er, gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweite ist mein nach der Billigkeit der Theilung; denn von dem, was übrig bleibt, nachdem der König sein Theil bekommen, muß ich eben so viel haben, als du. Und das dritte Theil — —

das soll dir übel bekommen, wenn du dich nicht gleich mit der Flucht davon machst.

Sechste Fabel.

v. 1. Vicini Furis celebres vidit nuptias
Aesopus et continuo — — —

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf diesen Fall! Müssen denn die Kinder eines Diebes auch nothwendig Diebe werden?

Bei dem Babrias ist diese Fabel weit anders und weit besser. Es liegt auch dort eine ganz andere und schöne Moral darin, nämlich: *προς τους ἐπι ἰδια βλαβη ἀγνωσιας χαιροντας.* Was *ἀγνωσιας* hier heißen solle, weiß ich nicht: ohne Zweifel muß *ἀγνῶς* (aus Unwissenheit) dafür gelesen werden.

Daß Christ aus diesem Diebe einen öffentlichen Dieb gemacht, der das gemeine Wesen bevortheilt hat, macht die Sache nicht besser, sondern vielmehr schlechter. Denn war es denn gewiß und nothwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publikum zu bevortheilen, haben würden?

Fontaine macht noch am allerglücklichsten einen Tyrannen daraus, der allem Ansehn nach das Volk noch mehr pressen wird, wenn er Familie bekommt, und auch alle seine Kinder groß und reich machen will. Und alsdann liegt auch eine ganz andere Moral darin, als die, welche

Faber zur Aufschrift macht: Improborum improba Soboles.

Siebente Fabel.

v. 2. O quanta species, cerebrum non habet! Im Griechischen klingt es so sinnreich nicht, und folglich viel natürlicher: ἰο οἱα κεφαλη και ἐγκεφαλον οὐκ ἐχει. Welch ein schöner Kopf und nichts darin! denn ἐγκεφαλον heißt alles, was in dem Kopfe ist, und also freilich auch das Gehirn.

v. 1. Personam tragicam — Warum personam? Persona war die ganze σκευη, die ganze Kleidung des Schauspielers, und hier ist ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

Achte Fabel.

v. 5. — — — — — coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum.
Tandem persuasa est jurejurando Gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem,
Periculosam fecit medicinam Lupo.

Diese Zeilen sind nicht übel, sie haben ihre kleinen Schönheiten. Aber nur hier taugen sie nicht, weil die Antwort des Wolfs bei weitem nicht so frappirt, als sie es in dem Griechischen thut, wo die Gefahr des Kranichs und sein Weigern so sorgfältig nicht beschrieben wird. Auch Fontaine eilt hierüber weg, um geschwinder zum Ziele zu kommen; ob ihn schon der Breslauische Übersetzer des Phäder deßwegen tadelt.

Neunte Fabel.

Diese Fabel ist unter den Griechischen nicht zu finden. Fontaine macht aus dem Sperling ein Rebhuhn, und sagt in dem Eingange seiner Erzählung, daß Äsopus ein oder zwei Mährchen gleichen Inhalts habe. Mir sind sie nicht vorgekommen.

Zehnte Fabel.

Auch diese Fabel ist nicht unter den Griechischen. Die Moral, die Phäder daraus zieht, ist viel zu allgemein. Die eigentliche Moral ist diese: daß es eine sehr kitzliche Sache sey, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Theile als Betrüger bekannt sind. So hätte man zum Exempel bei dem Prozesse, welchen Voltaire und der Jude Hirsch vor einigen Jahren hier hatten, sehr wohl zu dem Juden sagen können:

Tu non videris perdidisse, quod petis.

und zu Voltairen:

Te credo surripuisse, quod pulcre negas.

Eilfte Fabel.

v. 9. 10. Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Die Art, wie der Esel und der Löwe mit einander jagen, ist nicht wohl zu begreifen. Der Löwe verbirgt den Esel in das Gebüsche und Gesträuche; er läßt ihn schreien; und die Thiere, die sich durch ihre gewöhnliche Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen.

Entweder die Thiere wußten nur einen Ausgang, oder der Löwe konnte überall seyn, oder er fing nur wenige.

Wie vortrefflich fallen alle diese Schwierigkeiten im Griechischen weg. Sie kommen beide zusammen vor eine Höhle, in welcher sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange, und schickt den Esel hinein, der die wilden Ziegen mit seiner fürchterlichen Stimme herausscheucht, und sie dem Löwen in die Klauen treibt.

Zwölfte Fabel.

Diese Fabel ist vortrefflich erzählt, und wie sehr hat sie Christ verhunzt. Phäder sagt:

Ad fontem Cervus, quum bibisset, restitit.

Schön! als er getrunken hatte; denn alsdann verhinderte ihn der Durst nicht mehr daran. Christ aber sagt:

In fonte Cervus cornua adspexit *bibens*.

Und wie elend ist das folgende *timendum* vertice ardua decus. Das timendum verderbt alles. Das Geweih muß hier nicht von seiner nützlichen Seite gezeigt werden.

Bei dem Fontaine sind die vier letzten Zeilen das Beste, und die übrige Erzählung taugt nichts.

In dem Griechischen ist statt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unterschied ist, den es mit der lateinischen Fabel hat.

Dreizehnte Fabel.

In den griechischen Fabeln, des Aphthonius ausgenommen, ist weit schicklicher, anstatt des Käses, ein Stück Fleisch. Denn dieses läßt sich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen, als jener.

Die erste von den griechischen ist die artigste, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben giebt, gleichwohl noch mit seinen Schmeicheleien zusammenhängt. Erst sagt er, er verdiene überall zu regieren, wenn es ihm nicht an der Stimme fehlte; und hernach, wenn es ihm nicht am Verstande fehlte.

Beim Fontaine spricht der Sittenlehrer allzusehr durch den Fuchs.

Die zwei letzten Zeilen bei dem Phäder sind überflüssig und schlecht.

Vierzehnte Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müssen nothwendig eingeflickt seyn, und es wundert mich, daß dieses noch niemand bemerkt hat. Denn man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuster ziehen, so ist dieser Umstand doch höchst unsinnig angebracht. Der Zusammenhang und die Konstruktion leidet auch nicht das Geringste, wenn man sie wegläßt:

Malus cum sutor inopia deperditus
Medicinam ignoto facere coepisset loco,
Et venditaret falso antidotum nomine,
Rex urbis, ejus experiendi gratia etc.

Funfzehnte Fabel.

Diese Fabel ist eine von den schönsten des Phäder, und findet sich unter den griechischen nicht.

Der Eingang der Fontaineschen Nachahmung taugt nichts, und verderbt viel. Denn es war doch ein großes Verdienst des Alten gegen den Esel, daß er ihn auf eine so schöne Weide brachte.

Sechzehnte Fabel.

Diese Fabel kommt im Griechischen nicht vor; aber sie ist auch sehr mittelmäßig.

Die zweite Zeile scheint mir nichts weniger, als lateinisch zu seyn. Mala videre expetit. Wessen mala? Was für mala? Könnte man nicht vielleicht malam lesen, und es auf das vorige rem beziehen?

Siebzehnte Fabel.

Diese Fabel ist sehr schlecht; und die alte Fabel bei dem Romulus, nach welcher Christ seine gemacht hat, ist schöner, obgleich auch nicht sehr schön.

Achtzehnte Fabel.

Kommt in dem Griechischen gleichfalls nicht vor. Scrofa, welches Christ aus den alten Fabeln anstatt der anderen Hündinnen gesetzt hat, ist keine gute Verbesserung. Es ist natürlicher, daß sich einer Hündin eine Hündin erbarme, als daß es eine Bache thue.

Neunzehnte Fabel.

Im Griechischen ist es die 208te Fabel. Die Moral, welche **Phäder** daraus zieht, ist nicht allein höchst gemein, sondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trifft sie weit besser.

Πολλοι, δι' ἐλπιδα κερδους ἐπισφαλους μοχθους ὑφισταμενοι, φθανουσι πρωτον καταναλισκομενοι. d. i. Viele, die in Hoffnung eines unsichern Gewinnstes sich einer schweren Arbeit unterziehen, kommen um, ehe sie zum Zwecke gelangen.

Warum **Fontaine** aus dem Leder einen todten, auf dem Wasser schwimmenden Esel gemacht habe, ist schwer einzusehen. Und welch ein elender Eingang, der uns die wahre Absicht der Fabel ganz aus den Augen bringt. Nach seiner Erzählung sollte man glauben, diese Fabel lehre weiter nichts, als daß der Hund sot und gourmand sey. **Phäder** hat **Fontaine** verführt, aus einer seichten Moral eine noch seichtere zu machen. Der schöne Schluß soll den Fehler einigermaßen wieder gut machen; aber umsonst. Wenn der Schluß zu Anfang stünde, und der Anfang gar wegbliebe.

Ohne Zweifel hat **Fontaine** mit dem weitschweifigen Anfange es wahrscheinlicher machen wollen, daß **Hunde** einen so albernen Anschlag fassen können. Allein wozu diese ängstliche Wahrscheinlichkeit?

Canius Rufus.

Vielleicht beim Martial, III. 20.

Aphthonius.

Sophista seculi secundi.

Avianus.

Cannegieter macht ihn älter, als den Titian, weil dieser seiner nicht gedenkt. Nach ihm hat er unter dem Antonius gelebt, und ist keineswegs der Rufus Festus Avienus.

Titianus.

Dessen Apologie beim Ausonius, ep. XVI. Cannegieter hält ihn für den Julius Titianus, welcher des Maximini junioris Präzeptor gewesen, also um 234.

Anonymus Nilantii.

Magister Rufus.

Ignatius Diaconus,

dem die vierzeiligen griechischen Fabeln gehören sollen, die gemeiniglich den Namen des Gabrias führen.

Vossius Inst. Orat. II. c. 15. §. 2.
Henr. Canneg. Dissert. p. 289.
Vixit Ignatius ille sub initium Seculi IX.
V. *Gellert*, p. 35.

Baldo.

Beim Jeremias Paduanus werden eines Baldo rhythmi fabulares öfters angeführt. Diesen hält Reinesius für den Waldo, welcher 779. Abt zu St. Gallen war. Grund hierzu hat er nun freilich nicht sehr wohl; denn er schreibt bloß an den Daumius: non credis? Alium ergo mihi nomina, divinator felicior. Von seinen Versen urtheilt er sehr gut. Sunt ejus rhythmi mire simplices facilesque; accurati tamen prae ceteris hoc genus et jucundi. Die ganzen Fabeln dieses Baldo oder Waldo finden sich in der Bibliothek des Klosters zu Mellen; aber so, wie sie Kapf anführt, kann ich weiter nichts davon sagen, als daß sie in elegischen Versen sind.

Alfred,

König von England, starb 909, der die Fabeln des Äsop in das Angelsächsische übersetzen lassen, nach der Vorrede zum Äsop nämlich, wo er zwar Alfredus geschrieben ist.

Es ist keine angelsächsische Übersetzung des Äsop jetzt mehr vorhanden. V. Introduct. discours to the Canterbury fables, p. 179, so viel dieser Verfasser erfahren können. Er hätte aber deßwegen nicht dürfen an der ehemaligen Existenz derselben zweifeln, welches auch jene Citation aus dem Aesopo moralisato beweist.

S. Cyrillus.

Apologi morales *S. Cyrilli.*

gab Balth. Corderius zu Wien 1630 in klein 12. heraus, und glaubte sie zuerst herauszugeben; ungewiß, ob es des Hierosolymitani oder Alexandrini Werk wäre.

Bald darauf, 1639, merkte Aubertus Miräus über den Pennadius (c. 57.) an, daß sie titulo Speculi sapientiae, Parisiis a Ioanne Parvo schon längst gedruckt worden; ist aber noch ebenfalls ungewiß, ob sie dem *Cyrillo Alexandrino* gehören.

Diese Anmerkung des Miräus wiederholt der Verfasser der Lebensbeschreibung *S. Cyrilli Episcopi Alexandrini* in den Actis Sanctorum (Januarii d. 28. p. 354.), und fügt hinzu: de illius libelli (nämlich der Apologorum) auctore *Cyrillo* agimus 9. Martii.

An dieser Stelle nun, p. 19, setzt ohne Zweifel der nämliche Verfasser hinzu: sed hic libellus, ut de Scriptor. Ecclesiast. censet *Philippus Labbeus* noster, ab auctore latino scriptus est, atque observavit, quem et ipse citat: *Aubertus Miraeus* in opere de Script. Ecclesiast. ad cap. 57. *Gennadii Marsiliensis*, titulo *Speculi Sapientiae* Parisiis a *Ioanne Parvo* jam olim publicatus. Pridem mihi vir doctus ajebat suspicari se, conscriptum eum libellum a *S. Cyrillo* hoc nostro scholarum Apostolo. Investigandum esset, num ejus exstet aliquod in scholarum scriptis vestigium. Cyrillus,

der Slaven Apostel, lebte um 875. Aber auch so alt ist der Apologenschreiber nicht, und meine Muthmaßung ist weit wahrscheinlicher.*)

Simeon Selhus.

Der griechische Übersetzer des Kelila und Dimme, der, wie Desbillons bemerkt, um 1100 gelebt.

Tebaldus.

Dessen Novus Avienus ohne Zweifel auch Fabeln enthält. V. Giornali de' Letterati T. IV. p. 181.

Der Provenzalische Übersetzer.

Oder vielmehr eine französische, und zwar von einem Frauenzimmer, Namens Maria, welche die angelsächsische Übersetzung ins Französische gebracht hat. Ihre Arbeit ist noch vorhanden: 1) den Schluß davon führt Pasquier an. Recherches de la France, VII. 1. 2) und eine Fabel aus ihr, der Commentator des Chaucer, p. 177.

Alexander Necham. (Neckam vel Nequam.) anno 1215. diem obiit.

Unter seinen Manuskripten befindet sich ein novus Aesopus und novus Avianus. V. *Balaeus* de scriptt. Britt. cent. 3. p. 86. et *Pol. Leyseri* Hist. Poët. med. aet. p. 992.

---

*) Was für eine Muthmaßung Lessing gehabt haben mag, läßt sich nicht angeben, und selbst Eschenburg, der ihm so vertraute Freund, hat keine Kunde davon ertheilen können.

Ioannes de Capua. 1262.

Der lateinische Übersetzer des Kelila und Dimme. V. Bibl. med. aet. *Fabr.* Tom. I. p. 332.

Vicentius Bellovacensis.

Ein Dominikaner, und informirte die Söhne Ludwigs IX., Königs von Frankreich. Starb um 1289. In seinem Speculo doctrinali, Lib. III. cap. 114—124, hat er auch einige Äsopische Fabeln mit eingerückt, von welchen ich mich wundere, daß man sie noch nicht zur Verbesserung des Phäderschen Textes gebraucht hat. Es sind aber folgende:

1) Lupus et Agnus. *Phaedr.* I, 1. (Fab. aut. III.)
2) Mus flumen transire volens et rana. *Anonii*, 3. (Fab. aut. IV.)
3) Luscinia et Accipiter. *Anonii*, 45. (Fab. aut. XXXIX.)
4) Canis flumen transiens. I, 4. (Fab. aut. VII.)
5) Simia a vulpe partem caudae petit. *Anonii*, 56.
6) Nocturnus fur cani panem mittens. I, 23.
7) Vacca, capella et avis, sociae Leonis. I, 5.
8) Grus et Lupus. I, 8.
9) Cervus in fonte se videns. I, 12.
10) Homo ab arboribus manubrium petens. *Anonii*, 53.
11) Vulpes et Cervus rapto caseo. I, 13.
12) Leo, annis defectus. I, 21.
13) Asinus blandiri volens. *Anonii*, 17.

14) Mons parturiens. IV, 22.
15) Lepores se praecipitare volentes in aquam. *Anonii*, 28.
16) Asinus, ex cujus pelle tympana facta. III, 20. *Anonii*, 57. (Fab. aut. 47.)
17) Graculus pennas Pavonis tollens. I, 3.
18) Formica et musca contendentes. IV, 23.
19) Rana inflans se et bos. I, 24.
20) Mus et Leo. *Anonii*. Fab. aut. XVIII.
21) Equus et Asinus. *Anonii*, 43.
22) Vespertilio ex avium et quadrupedum partibus. *Anonii*, 44.
23) Verax et fallax in provincia Liviorum. Fab. aut. L. I.
24) Manus, pedes et venter. *Anonii*, 55.
25) Cicada et formica. *Avienus*, 34.
26) Vulpes ad uvam. IV, 2.
27) Leo et asinus ridens. I, 11.
28) Leo languorem fingens et vulpes.
29) Canis pinguis et lupus macer. III, 7. (Fab. aut. 45.)

Fabeln aus den Minnesingern.

Hugo von Trimberg.

Boner.

Oder die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.*)

Adolphus,

dessen Fabeln Leyser aus einem Manuscripte unserer Bibliothek herausgegeben. p. 2007.

Gesta Romanorum.

Planudes.

Constat Planudem anno 1347. adhuc inter vivos extitisse. *Desbillons*, p. 219.

Rabbi Hanakdan.**) 1326.

Die ungedruckten Fabeln aus dem Multifario.

Mensa Philosophica.

Poggius. 1431.

Dessen Facetiae.

Laurentius Valla. 1436.

Rimicius.***)

---

*) Was Lessing hierüber, so wie über Romulus und Rimicius, und den Anonymus des Nevelet gesagt hat, befindet sich in der Abtheilung dieser Ausgabe zur Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

**) Briefe über die Litteratur, Th. I. S. 186.

***) Erster Beitr. II. eben dieses Werkes.

Leonhard Dati.

Dieser Leonhard Dati ist bekannt. Vid. *Ughellius*, *Joecher* etc. Ob aber dieser seiner Fabeln wohl in seinem Leben gedacht wird, welches Laurentius Mehus 1744. nebst einigen seiner Briefe herausgegeben hat?

Es sind deren 40, wenn ich in der Geschwindigkeit recht gezählt habe, und ziemlich von den bekanntesten. Er hat sie dem Gregorio Corrario dedicirt, dessen ich bei dem Manuscripte des Senecä Tragici bei Gelegenheit seiner Progne gedacht.

Leonardi Dati ad Gregorium Corrarium Venetum in quasdam fabellas Aesopi praefatio.

Gregori, neque enim Aesopum sprevere Poëtae
Inter Philosophos, nec minor ille fuit.
Ludit fabellas et eas bene condit olentes
Et cavet a vitiis et benefacta docet.
Nonne vides alium periisse poëmata mille!
Nesciat*) Aesopi dulce poëma mori.
Quas legis, ex ipso legi cantoque latinas
Pisani suasu fretus et auctus ope.
Ille dat ad verbum, quod non mihi littera graeca est
Et mea in has Elegos lenta Thalia refert.
Forsan et ad reliquas pergam, nisi lora retorques,
Prosequar an taceam, si sapis, ipse jube.

---

*) Vielleicht nescit at.

Er gesteht also, daß er selbst kein Griechisch verstanden, sondern daß sie ihm Pisanus von Wort zu Wort aus dem Griechischen übersetzt, und er sie sonach in Verse gebracht. Wer ist dieser Pisanus? Im Manuskripte steht bei dieser Zeile: Pisani suasu etc. mit ebenderselben Hand geschrieben Pali II., welches ich allenfalls für Pauli II. lesen würde, als unter welchem Pabst Dati gelebt.

Das Schlußgedicht ist an den Marrasius gerichtet, dem er auch die übrigen Äsopischen Fabeln zu übersetzen verspricht.

Traducam et faciam cuncta latina sonent,
Dummodo non reprobes, quae jam vigilavimus hisce
Noctibus, alterno facta latina pede.
Vel non displiceant tibi soli, o maxime Vatum
Marrasi, o animae dimidiumque meae.

Wer dieser große Dichter Marrasius gewesen, weiß ich nicht.

Die Poesie des Dati taugt nicht viel. Dabei hat er eine Menge barbarischer Wörter, die niemals, so viel ich wenigstens weiß, lateinisch gewesen sind. So ist z. E. die Fabel Venus et Venus von ihm überschrieben: Musipula, Adolescens et Venus, und fängt an:

Formosum juvenem nimie affectabat amare
Musipula.

Was Musipula heißt, weiß ich nicht. Muscipula heißt eine Mausefalle; aber wie sich die in einen

Jüngling verlieben könne, weiß ich nicht. Doch eine Katze und eine Falle fangen beide Mäuse; warum soll der Dichter nicht also einen Namen für den andern brauchen können. — Die Fabel Felis et Gallus gallinaceus überschreibt er: Martur et Gallus, und fängt an:

Gallum martur habet etc.

Wenn es noch Marter hieße. — Die Fabel Lima et Vipera heißt bei ihm: Musio et Lima.

Introgressa casam fabri vaga musio limam
Inspectam lingit etc.

Die letzten beiden Worte hat Dati nach dem Italienischen gemacht; denn da heißt Martera, ein Marder, und musino, eine Art von Schlangen.

1461.

Bamberger gedruckte Ausgabe von Boner's Fabeln, unstreitig also die ersten gedruckten Fabeln.

*) Das erste deutsche Buch sind Äsopische Fabeln, und die ersten gedruckten Äsopischen Fabeln sind deutsche.

Der Ort, wo sie gedruckt worden, ist Bamberg; welche Stadt sonach in dem Verzeichnisse der Städte, in welchen die Druckerei zuerst geübt worden, unmittelbar auf Mainz folgen muß. Wenigstens

---

*) Diese Stelle, bis sich darauf gründen dürfte, befand sich auf einem halben Bogen besonders, und kann einen Begriff geben, wie Lessing den ganzen Plan ausgearbeitet haben würde.

hat sich noch bis jetzt kein Buch gefunden, in welchem eine deutsche Stadt ausdrücklich genannt sey, die Bamberg diese Ehre streitig machen könnte.

Man hat nicht den geringsten Grund, eine Verfälschung oder einen Fehler, oder ein Mißverständniß in gedachten Datis zu argwohnen. Unsere Fabeln*) sind gewiß zu Bamberg, und zwar 1461 gedruckt, oder es ist nichts in allen solchen Dingen gewiß. Wie sie aber gedruckt worden, ob mit geschnittenen Tafeln, oder mit beweglichen Lettern, oder mit hölzernen oder gegossenen Lettern, das ist eine Frage, bei der es, glaube ich, noch frei steht, sich für das eine oder das andere zu erklären. Es finden sich bei dem einen sowohl, als bei dem andern Gründe dafür und Gründe dawider.

Das Typographische dieser alten Fabeln nun aber bei Seite gesetzt, habe ich eine doppelte Entdeckung darüber zu machen, Gelegenheit gehabt.

Für's Erste habe ich entdeckt, daß sie nichts, als die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger sind, von welchen die Schweizer glauben, daß sie selbige zuerst aus Handschriften herausgegeben,

*) Man muß sich nur erinnern, daß Lessing dieses zu Wolfenbüttel schrieb, wo auf der dasigen fürstlichen Bibliothek sich diese seltene und durch ihn nur erst eigentlich bekannt gewordene Ausgabe befindet, und daß er davon schon ausführlich gehandelt hat. Vergl. die Abtheilung dieser Ausgabe zur Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

Scherzens Probe ungerechnet. Zugleich habe ich gefunden, daß die Schweizer nicht allein nichts drukken lassen, was nicht schon gedruckt gewesen, sondern daß sie es nicht einmal so vollständig drucken lassen, als sie es mit Hülfe der ersten ihnen unbekannt gebliebenen Ausgabe hätten thun können; denn der alte Dichter hatte gerade hundert Fabeln gemacht, von welchen sie uns nur 89 aus ihren Handschriften mitgetheilt. Und obgleich auch die alte Ausgabe nur derselben 90 enthält, so sind es doch nicht die nämlichen, die hier und dort fehlen; und durch Zusammenhaltung läßt sich die Zahl bis auf eine einzige wieder vollständig machen.

Zweitens habe ich aus Handschriften, die in unserer Bibliothek von diesen Fabeln sich befinden, entdeckt, daß der Verfasser derselben kein Riedenburg ist, wie Gottsched, obschon aus einer dieser Handschriften selbst, hat vorgeben wollen, und wie ihm jedermann, die Schweizer selbst nicht ausgenommen, geglaubt hat. Gottsched hat auch dieses Manuskript nach seiner gewöhnlichen Art gelesen: das ist, mit halb offenen Augen. Er sah, daß da und dort etwas zu sehen war, aber selten sah er das Rechte. Der Mann, dem zum Besten der Dichter sagt, daß er seine Fabeln aus dem Lateinischen übersetzt hätte, heißt Riedenburg, und der Dichter selbst heißt Boner.

Alles dieses habe ich umständlich an einem andern Orte angezeigt; und wiederhole es hier nur

summarisch, weil Einiges von dem Folgenden sich darauf gründen dürfte.

1471.

Die erste Ausgabe von *Poggii* facetiis. Ferrariarum. Lib. IV. Vid. *Maittaire*, Tom. I. p. 310.

1473.

Gesta Romanorum. V. *P. Marchand* Histoire de l'imprimerie.

1476.

Die Mailändische Ausgabe von des Rimicius übersetzten Äsopischen Fabeln.

Es waren die Planudischen.

Diese erste Ausgabe findet sich bei dem Maittaire nicht. Aber Quicinius hat sie beschrieben. Spätere Ausgaben beim Müller sind: Mediol. 1480. in 4to. Venetiis 1482. Fol. Parmae 1487.

1476—84.

Die Steinhövelsche Sammlung. Denn sie ist zu Ulm bei Johann Zeiner gedruckt, von dem Werke von 1473—84. vorkommen.

1476.

Um diese Zeit ohne Zweifel, obschon ohne Jahrzahl, die erste griechische Ausgabe des Lebens und der Fabeln Äsopi; welche Boreus Accursius besorgt hat; griechisch und lateinisch. V. *Maittaire*, Tom. I. p. 97. Denn sie ist völlig so gedruckt, als des Lascaris Grammatica von diesem Jahre.

Die Übersetzung ist von dem Rynucius Thettalus, wie aus eben des Accursius vorgesetztem Briefe zu den Selectis fabulis von 1497 erhellt. Diesen Rynucius nennt er daselbst virum mea sententia doctum et disertum. In diesen Selectis war das Griechische gegenüber; in der vollständigen Ausgabe folgte die Übersetzung nach.

1483.

Der alten Weisen Exempel.

Vid. *Freytag.* Adparat. Tom. III. p. 117.

1498.

Der Reinecke Fuchs ist nicht zu übergehen. Und unter dieses Jahr müßte ich ihn setzen, wenn ich Gottsched's Meinung wäre, daß Heinrich von Alkmar der Urheber desselben sey. Aber es ist unstreitig, daß ein älteres französisches Gedicht davon existirt, wenn es auch weder der Nouveau Regnard, noch der Regnard Contrefait seyn sollte, die Gottsched anführt. Ein drittes französisches Gedicht dieses Namens, welches bloß le Roman du Renard heißt, führt *du Fresnoy* unter Romans an, und die ausgezogene Stelle beweist, daß auch Isegrimm seine Rolle darin gespielt.

Sebastian Brand.

Abstemius.

Dessen zweites Buch 1505. ans Licht kam, wie aus seiner eigenen Zuschrift an einen Angelius Grypho erhellt.

Wann er eigentlich das erste Hundert seiner Fabeln herausgegeben, kann ich nicht sagen; aber gewiß vor 1499, von welchem Jahre eine venetianische Ausgabe in 4to in der Bibliothek ist, welcher ein Domicius Palludius ein Schreiben vorgesetzt, in welchem hic apologorum libellus nuper impressus heißt. (Quodl. 171. 28. 4to.) Dieser Ausgabe sind 30 Äsopische Fabeln, von Laurentius Valla 1438. übersetzt, beigefügt.

Bayle weiß nicht, ob er noch 1505. gelebt. Ich weiß, daß er 1516. noch am Leben gewesen; denn als in diesem Jahre Beatus Rhenanus das Enchiridium Philosophi Pythagorici hinter dem *Aeneas Gazaeus* Phil. de immortalitate animae, nach der Übersetzung des Ambrosius Camaldulensis herausgab, so setzte er dem ersten Accursus ein kleines Frühlingsgedicht von sieben Hexametern vor.

Omnibonus Leonicenus,

starb 1524. Übersetzte Fabeln des Äsop ins Lateinische, welche Übersetzung in der Königl. Bibliothek zu Paris No. 6614. beim Montfaucon ist.

1520.

Einzelne zerstreuete Fabeln.

Beim Bruder Michael Systel in der Auslegung seines Liedes von der christförmlichen Lehre Luther's, gedruckt um 1520. in 4., kommt folgende Fabel vor (Sig. CII.); ist aber wohl schwerlich von ihm selbst.

„Der Zorn ist eine Wurzel des Todtschlags, darum wird er auch gar von Christo so schwerlich verdammt. Hier hilft dich auch keine Entschuldigung, daß dir Unrecht geschähe, daß man den Zorn an dich mache. Also beklaget sich einer gar hoch vor einem andern. Da antwortete er ihm mit diesem Gleichniß. Ein Einsiedel kam auf eine Zeit mit seinem Krüglein zu einem Bronnen, der da was an dem Boden schlymig; und als er das Krüglein hinyn stieß, do gieng der Schlym über sich häuf. Da sprach der Bronn: Bruder du betrübst mich. Antwortet der Bruder: Ich betrübe dich nit, dein böser Grund betrübt dich. Also sage ich dir auch: eine schlechte Gedult ist das, so du nit zürnest, wenn man dir nichts übels thut, oder gutes thut. Also sind auch geduldig die unvernünftigen Thier."

Gilbertus *Cognatus* Nozerenus.

Die erste Ausgabe seiner Sylva narrationum ist Lugduni 1748. in 12., oder vielleicht, daß es eine noch frühere giebt; denn seine Zueignungsschrift an den Johann Metellus ist von 1537. und Nozarethi datirt.

Dieses war nur ein Vorschmack des vollständigen Werkes, welches 1567. zu Basel in 8. herausgekommen, und aus acht Büchern besteht, wovon das erstere Apologos cum suis interpretationibus enthält. Unter diesen merke ich an:

I. p. 1. Die Erschaffung des Dichters, aus dem Philo.

p. 18. De asino et equo; wird auch von ein Paar Fuhrleuten oder Postknechten erzählt.

p. 34. De quodam. Der eine will dem andern etwas sagen; und dieser heißt ihm, es bis nach Tische zu versparen. Er verbrannte sich das Kleid.

p. 40. De vulpe quodam (asini testiculos manducandi cupido).

p. 49. De anu multibiba. Ist wie die Fabel beim Rekam vom Wolfe, der 365 mal zublinzt, und dieses für ein Jahr rechnet.

p. 78. De muliere pro pulice pediculum proferente.

Ochini.

Ochini Fabeln sollen 1554. zuerst herausgekommen seyn. Es sind deren fünf Bücher. Ich habe sie aber weder italienisch, noch nach der lateinischen Übersetzung des Castellio jemals gesehen, sondern bloß deutsch, nach der Übersetzung des Christoph Wirsung in 4. 1559., und auch in dieser Übersetzung nur die ersten vier Bücher, ob ich schon in der Solthemischen Bibliothek finde, daß sie alle fünf übersetzt worden. Vogt scheint deren nur gar zwei Bücher gekannt zu haben, und sagt, daß der erste Druck des ersten von 1556. sey, in welchem Jahre wenigstens die Zueignungsschrift des Wirsung

an Otto Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, unterschrieben; und zwar datirt in Augsburg, um darnach das Deutsche des Wirsung beurtheilen zu können.

Es sind nicht eigentlich Äsopische Fabeln, sondern wahre und erdichtete Geschichtchen und sinnreiche Einfälle, durch welche die mancherlei Thorheiten des Pabstthums und die Laster ihrer Glieder ins Licht gestellt werden. Sehr viel sinnreiche darunter, als I. 40.

Es wird alles als wahre Geschichte erzählt. Aber sonst einer, der es glaubt! Z. E. I. 11. von den Juden in Rom, die Christen werden und Juden bleiben wollten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotth. Ephr. Lessing's schönwissenschaftliche Schriften

Bd.: 2

Berlin 1827

40.3478-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702096-8